A. Th. Gonnleitner

Kojas Wanderjahre

Franckh'sche Verlagshandlung · Stuttgart

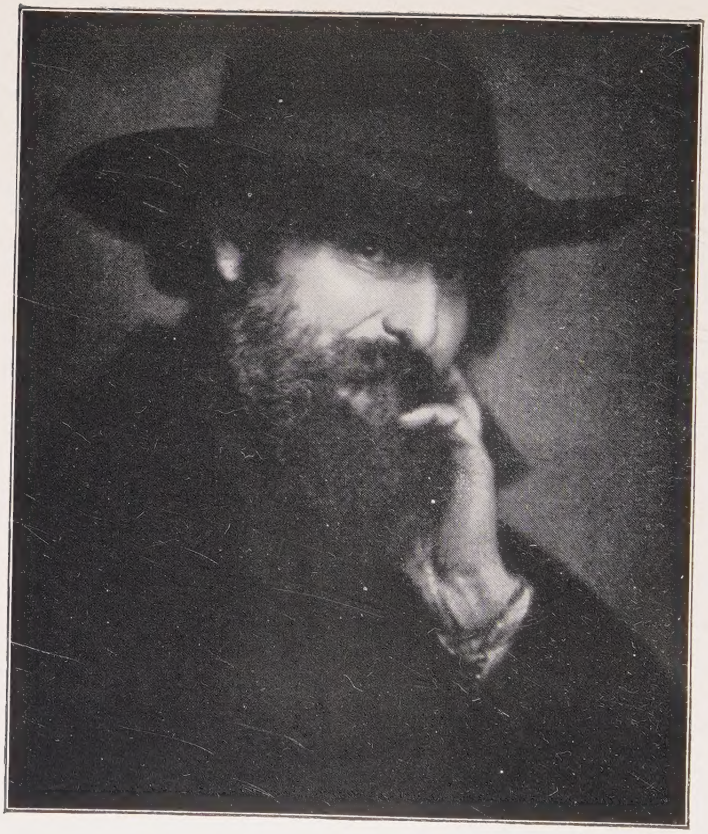
Aus der Bücherei:

Kojas Wanderjahre

1077

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/kojaswanderjahre0000drat



Dr. A. Th. Sonnleitner

Lichtbild von Emilie Ehrenhofer, mit Genehmigung der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt Wien wiedergegeben

Kojas Wanderjahre

Der Vorgeschichte zum

„Haus der Sehnsucht"

I. Teil

von

Dr. A. Th. Sonnleitner

Mit Bildern
von Professor Fritz Jaeger

13. Auflage

Stuttgart
Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde
Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagsbuchhandlung

Alle Rechte, besonders auch das
Übersetzungsrecht, vorbehalten.

Gesetzliche Formel für den Rechtsschutz
in den Vereinigt. Staaten von Amerika:

Copyright 1925 by
Franckh'sche Verlagsbuchhandlung
Stuttgart

Frühes Wandern

Andre ziehn in ferne Gaue
Erst in ihren Jungmannsjahren.
Ich verlor als Kind die Heimat,
Mußte in die Fremde fahren.

Armut löste mir die Fesseln,
Die dem Kind die Freiheit nehmen;
Wandernd in Gefild und Wäldern
Lernt' ich Angst und Mut bezähmen.

Dort wie da fand ich die Schönheit.
Und des Waldes Heimlichkeiten
Durft' ich inniglich beschauen
Mit Erkenntnis-Seligkeiten.

Des verlornen Reichtums Gaben
Brauchte ich nicht zu beklagen,
Denn im Innern häuft' ich jubelnd
Schätze auf in Kindheitstagen.

Düfte, Farben, Klänge, Liebe!
Taucht empor Erinnerungen!
Denn der Alte will erzählen;
Und es lauschen schon die Jungen . . .

Dr. A. Th. Sonnleitner

Perchtholdsdorf bei Wien, Haus auf der Sonnleiten
21. Juni 1924

Rückschau

Über dem Osthang der Wienerwald-Berge steht die Herbstsonne. Die Silberfäden des Altweibersommers leuchten und flimmern auf der Bergheide, die vom Waldrande ostwärts niederstreicht zum Weingelände;

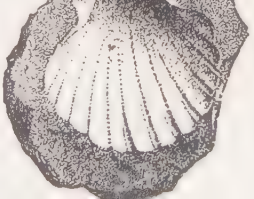
das ist tief unten, wo die Ebene beginnt, gesäumt von Ortschaften mit spitzen Kirchtürmen und schlanken Fabrikschlöten.

Ein hochgewachsener Mann steigt oberm Perchtholdsdorfer Steinbruch sacht die kurzberaste Heide hinan. Es ist Dr. Kajetan Lorent. Ein breitkrämpiger Hut beschattet seine Stirne. Er trägt den langgestielten Geologenhammer in der Rechten. Von seiner linken Schulter hängt an breitem Riemen eine rindslederne Tasche nieder. Ein lauer Windhauch spielt mit seinem kastanienbraunen, sanft gewellten Haupthaar, das zu den breiten Schultern niederwallt; er spielt mit seinem rotbraunen üppigen Vollbart, der an den Seiten mit grauen Fäden durchzogen ist. Der Wanderer schaut zum Waldrand empor und dann südwärts, wo vom Gießhübler Höhenrücken die neue Kirche zum Himmel ragt. Wie jedesmal, wenn er diesen Weg geht, läßt er auch heute die Augen von der Kirche links hinabschweifen am Kamm der Hochleiten; dort hinter der grell weiß schimmernden Friedhofs-Kapelle weiß er das kleine Anwesen, das einst seine gute Schwester Agi als bescheidenes „Haus der Sehnsucht" erworben hatte. Lang ist es her. Er dreht sich um und sucht das rote Ziegeldach seines eigenen Hauses im Perchtholdsdorfer Villenviertel. Lächelnd setzt er seinen Weg fort. Wie hat sich doch alles zum Bessern gewendet! Während er vorgebeugt den steileren Hang emporsteigt, fällt ihm ein gelblicher Kalkstein auf, der sich vom grauen triassischen Dolomit des Feldweges abhebt. Ein Schlag mit dem Hammer spaltet den Stein. Da kommen auf den Bruchflächen die feinstrahligen Schalen einer Pilgermuschel zum Vorschein. Es ist Leithakalk. „Der rührt doch aus der Strandzone

des tertiären Meeres her, die sich tief unten am Rande des Wiener Beckens hinzieht. — Den Stein muß ein Fuhrmann verloren haben." Der Doktor verwahrt die Bruchstücke mit der Muschel in seiner Ledertasche. Gelbschwarzsamtene Erdhummeln und graubepelzte Bienen lenken die Aufmerksamkeit des Naturfreundes auf die schon blütenarmen, blaßvioletten Sommer-Enziane und die zartweißen Blüten des Augentrostes, in denen die Immen ihre Mahlzeit suchen.

Am Waldrand angekommen, rastet Dr. Lorent auf einer Bank und betrachtet behaglich die Gegend; er läßt sich von allem willig ansprechen, was sich seinen Augen darbietet; er geht den Gedanken nach, wie sie in ihm von den Dingen angeregt werden.

Im Nordosten, unterhalb des Kahlengebirges, liegt das Häusermeer der Wienerstadt, der matt leuchtenden Donau vorgelagert; dort hat er als armes Studentlein gehungert, bis er, von der Not gezwungen, seine vielbewegte Hauslehrerwirksamkeit begann und als Tierpräparator in nächtlicher Arbeit Geld verdienen lernte. — Ein kleiner, lichtblauer Falter flattert über den Pfad und läßt sich auf der rosigen Gipfelblüte einer Hauhechel nieder. War's nicht ein Bläuling, dessen Atlaskleidchen die Agi bewunderte, als ihr das Leben neu geschenkt war nach langer Krankheit? Da, am Rand des halbgemähten Wiesenflecks kriechen zwei der grasgrünen Räupchen des Bläulings an einer Hauhechel empor, die wohl demnächst unter der Sense fallen wird. „Nein, die sollen nicht verhungern!" Der Doktor versorgt die Raupen samt einem Zweig ihrer Futterpflanze in seiner Ledertasche. — Und wieder läßt er die Blicke in die Ferne schweifen. Da drüben, jenseits der grünen



Ebene des weitgedehnten Wiener Beckens, schimmern die Neudorfer Sandlehnen vom Westhang der Kleinen Karpathen gelblich herüber und fernher leuchten die Kalksteinbrüche des Leithagebirges als weiße Wunden aus den bewaldeten Hängen. Dort hat er als Vierzehnjähriger die ersten versteinerten Pilgermuscheln, Kegelschnecken, Haifischzähne und Seesterne gesammelt; aus denen hat er erkannt, daß dort die östliche Strandzone des Meeres war, das die weite Mulde ausgefüllt hat, entstanden durch den Niederbruch der Ostalpen. Wie lange das wohl her sein mochte? Jahrmillionen. Und wo das Meer hergekommen war? Von Nord und West her. Er hat auf seinen Reisen die Tierreste aus dem tertiären Meere in Frankreich gefunden, in Bayern, die Donau entlang, und er hat Belegstücke der tertiären Strandfauna aus Mähren, Galizien, Südrußland. Heute fruchtbare volkreiche Länder, waren sie einst bedeckt von den Fluten des warmen Meeres, das seinen Muschel- und Korallenkalk absetzte auf die älteren, in noch früheren Erdperioden aufgelagerten Gesteinsmassen. Länger als auf anderen Stellen der Landschaft haften des Doktors Augen am hellen Steinbruch von Mannersdorf, der als mattweißer Fleck vom fernblauen Leithagebirge übers Steinfeld herüberschimmert. Dort hat Agi für die Bauern Janker und Wäsche genäht, um dem Koja nach Wien wöchentlich einen Laib Brot und einen Gulden Kostbeitrag senden zu können. Agi und Mutter! Heldinnen der opferfreudigen Liebe! Ihr habt mitsammen getreulich alle Sorgen getragen, daß nur Kojas Wesenswert, daß nur seine Anlagen nicht verkümmern sollten!

Des Doktors Blick gleitet vom Gebirg über die grüne

Ebene herüber zum hohen Perchtholdsdorfer Glockenturm, der die Kirche überragt und die Ruinen der Burg. Vor Jahrhunderten eingeäschert, ist sie nie wieder aufgebaut worden. In ihrem Gemäuer aber hat sich im vorigen Jahrhundert der greise Anatom Hyrtl sein Laboratorium eingerichtet, der gütige „Weise von Perchtholdsdorf“ *. — In ernster Stimmung setzt Doktor Lorent seinen Weg fort. Ein schmaler Waldpfad führt ihn im Schatten der Föhren südwärts, hügelauf und talab, bis er auf einer Lichtung anlangt, deren Grasboden hell von der Sonne beschienen ist. Hier ist die Luft warm wie an einem Sommertag; und sie ist durchsättigt vom Dufte des Thymians, der die Bodenwellen polsterig überwuchert hat. Und dieser Duft bemächtigt sich der Seele des alten Waldläufers. Wo war es nur, daß er diesen Wohlgeruch in solcher Stärke zum erstenmal eingeatmet hat? Er lagert sich in die duftenden Stauden und hängt der Frage nach. Da fällt sein Auge auf eine Kolonie silbergrauer Katzenpfötchen** mit pinseligen Fruchtbüscheln, dann auf verblühtes Heidekraut, das einen flechtenbedeckten Steinblock überragt. Und auf dem Steine sonnt sich eine graue Zauneidechse. Sie hat den Leib flach ausgebreitet und die Augenlider wie im Schlummer geschlossen. Auch das muß er schon wo gesehen haben? Und plötzlich wird es ihm klar: Auf dem Kunietitzer Berg war es, unter der Burgruine, am Rande des Föhrenwaldes; da blühten rosig und weiß die Katzenpfötchen und fleischfarben die Heidekrautbüsche; da sonnte sich die Eidechse, da duftete der Thy-

*) Gründer des Mödlinger Waisenhauses

**) Ruhrkraut (Gnaphalium dioicum), das Edelweiß des Flachlandes

mian im hellen Sonnenschein. Tief unten aber in der Ebene schlängelte sich die Elbe von Königgrätz her nach Pardubitz und weiter nach Kolin zwischen saftgrünen Wiesen, bunt blühenden Mohnfeldern und gelben Kornbreiten, von deren Boden die Großmutter sagte, daß er so überschwänglich fruchtbar wäre, weil er Blut getrunken hätte von vielen Tausenden gefallener Krieger. — Und wer war damals bei ihm am Waldrand, bei ihm, dem fünfjährigen Koja? Es war der rothaarige Peter aus der Ziegelei, unter dessen Führung Koja Waldläufer geworden war. Wie mit einem Zauberschlage ist die versunkene Welt der Kindheit vor dem reifen Manne erstanden, farbenreiche Landschaftsbilder, lieblich wie taugligernde Gärten und mitten darin erschütternde Erlebnisse von wuchtigen Schicksalsschlägen; Muttertränen. Dann wieder das lächelnde Kindergesicht der kleinen Julie Niederle, deren Augen so blau waren wie die Blüten der Wegwarte. In allem aber ein Faden, der aufwärts führt aus den Niederungen der Hilflosigkeit und Armut zu kraftvoller Selbsthilfe und Wohlhabenheit. Eine Geschichte, fast zu reich an Ungewöhnlichem, eine Geschichte, die zeigt, wie Menschen innerlich reich werden dank der äußeren Armut, wert niedergeschrieben zu werden für andere, damit sie nicht verzagen in herber Zeit. Im Entschluß zum Werke erhebt sich Doktor Lorent mit einem Ruck und schreitet quer durch den Föhrenstand auf dem kürzesten Weg heimzu. Heut will er noch zu schreiben beginnen.

Daheim angekommen, trägt er die Bläulingsraupen zu den Hauhechelbüschen in den wilden Teil seines Gartens, wo die Futterpflanzen der Schmetterlingsraupen auf gutem Grunde üppig aber in zwanglosen Gruppen

stehen. Der großgewordene Koja zieht sich eine Auswahl harmloser Schmetterlinge auf, die er nicht tötet, weil sie als schwebende Blüten den Garten schmücken sollen. Es ist eine Sammlung lebender Schönwesen, deren Gewohnheiten der Doktor beobachtet. Er geht an die Vorbereitungen zum Schreiben. Erst macht er seinen Schreibtisch leer von allem, was ihn ablenken könnte. Weg mit den unerledigten Briefen, die sollen auf einem Nebentisch warten, bis sie daran kommen; auch Agis letzter Brief ist dabei. Ihr will er erst im Perfektum berichten: „Ich habe ein gutes Kapitel geschrieben." Weg mit den Entwürfen zur Lebensgeschichte des Melker Schulkameraden Robin, von dem ja ohnehin noch eine Menge Einzelheiten fehlen. Jetzt steht Kojas eignes Leben so klar vor ihm, daß er es fassen muß. Heute will er nur Dinge vor sich haben, die seine Gedanken festhalten bei seiner eigenen Jugendzeit. Er weiß, wie sehr sein Erinnern und Denken von dem abhängt, was er vor Augen hat. Hinter dem Schreibzeug legt er ein schmales Tragbrett auf und stellt als senkrechte Wand dahinter einen großen, mit grüner Leinwand bezogenen Karton, der ihm die Aussicht auf die gegenüberliegende Wand und die Glasschränke mit dem zerstreuenden Vielerlei verdecken soll. Dann ordnet er auf dem Tragbrett einige Dinge, die ihm in Kindheitstagen des Betrachtens wert waren: Das goldgerändete Überfangglas aus dem Glaskasten der Großmutter, die silberig glänzende Daguerotypie mit dem Bildnis der Urgroßmutter, den perlengestickten Uhrbehälter, den Agi in Altpaka am Südabhang des Riesengebirges dem Vater zum Christkind gegeben hat, eine Amethyst-Druse, welche der Vater dem Koja von der Sprengung des Tannwalder Tunnels gebracht hat, der

Mutter porzellanene Zuckerdose, auf deren Deckel eine brütende Glucke sitzt, den fast zahnlosen Dachsschädel, den Koja als Neunjähriger im Kerapointer Wald bei Pöchlarn gefunden hat. Und er legt sich das abgegriffene Buch vor die Augen, in das Agi seit ihrem elften Lebensjahre ihre Lesefrüchte eingeschrieben hat; in der Auswahl der Denksprüche und Gedichte hat sich die fortschreitende Selbstbildung der Mädchenseele geoffenbart, und innerstes Erlebens Spuren sind in diesem Andachtsbuch. An dem grünen Karton hinter dem Tragbrett aber befestigt er mit Reisnägeln Bilder, die manches darstellen aus der alten Heimat: ein Mohnfeld in bunter Farbenpracht, eine Schmiede mit rotleuchtender Esse, einen Bauernhof mit prächtigem Hühnervolk, ein Stoppelfeld mit weidenden Gänsen, einen schilfumbuschten Elbearm mit weißen Seerosen und darüber aufragend den Kunietitzer Basaltkegel mit der von den Schweden* zerstörten Burg: und er vergißt auch nicht den nadelspitzen „Grünen" Turm vom Pardubitzer Stadttor. Vom Garten herauf holt er sich einen Strauß Astern. Astern waren es, auf denen Agis Augen ruhten, während sie wieder das Lächeln lernte, als sie genas von schwerer Krankheit.

Erst nach dem Abendmahl kommt Doktor Lorent zum Schreiben. Während Klara, seine Frau, unten in der schönen Stube auf dem Harmonium ihre geliebten Schubertschen Weisen spielt, ist er oben in seinem mit Büchern und naturgeschichtlichen wie kulturgeschichtlichen Sammlungen fast überfüllten Studierzimmer. Der Schirm der Petroleumlampe wirft das warme Licht hernieder auf die Schreibfläche und nur noch auf die aus-

*) unter Thorstenson.

erkorenen redenden Dinge, die den Schreibenden ansprechen, sooft er aufschaut; alle anderen Gegenstände aber, die Büchergestelle und die Glasschränke mit ihren Sehenswürdigkeiten aus nahen und fernen Ländern und Zeiten, sie sind in Dämmerung gehüllt, sie drängen sich nicht auf, sie reden dem Schaffenden nicht darein. Der ist ganz gesammelt, ganz eingesponnen in das Wiedererleben von Ereignissen, die ein halbes Jahrhundert tief in der Seele lagen und nun heraufgekommen sind und zur Gegenwart geworden.

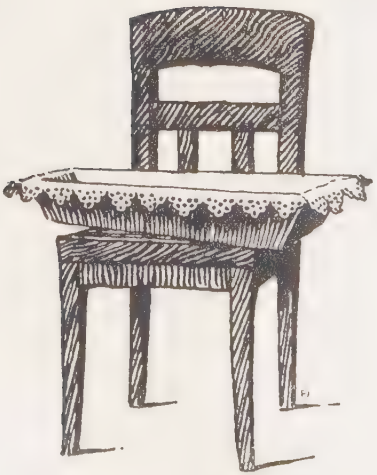
So wächst das Werk Abend für Abend, Seite um Seite, den Herbst hindurch, und es macht große Fortschritte an den langen Winterabenden, wo es draußen stürmt und schneit, während im Ofen die Scheiter knistern und die graue Hauskatze im Lehnsessel schnurrt, den ihr der Schreibende zum Ofen gerückt hat. Doktor Lorent läßt sie gerne ein, wenn sie Einlaß begehrt in seine Schreibstube. Etwas vom Behagen dieser Lebenskünstlerin geht auf ihn über und auf seine Arbeit. War nicht immer eine Katze da oder ein Kätzchen, um in das Leben der verarmten Lorent-Familie etwas Behagen und Frohsinn zu bringen, als es übervoll war des herben Ernstes und qualvoller Unrast?

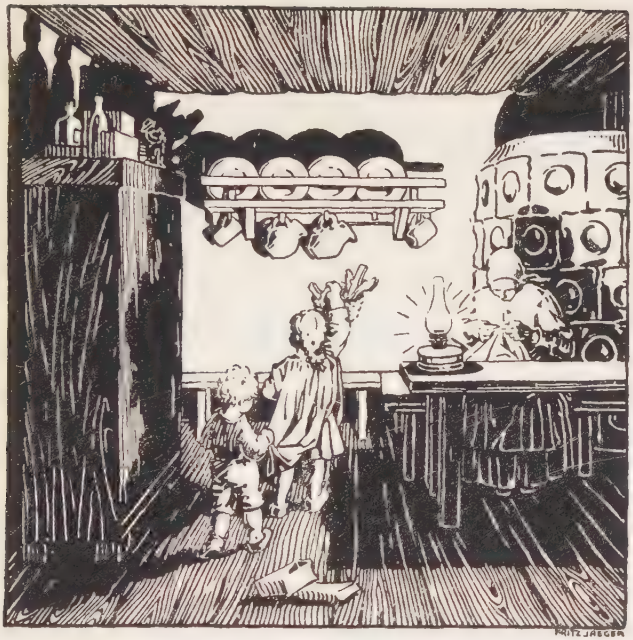
Erste Erinnerungen

Was vor Kojas zweitem Lebensjahre war, davon hat er in seiner Seele keine deutbare Spur. — Dann taucht ein liebes blasses Gesicht vor ihm auf: seine Mutter. Sie liegt im Bette und daneben steht eine Wiege. Darin ist ein zartes Kindlein. Es bewegt die winzigen Händchen und weint immerzu, immerzu. — Gleich darnach:

Er, der zweijährige Koja steht im langen Hemdchen neben einem Tische, klammert die Hände an den Rand und schaut: Auf dem Tische liegt dasselbe Kindlein; es rührt sich nicht, es weint nicht; eine alte Frau taucht ein Tüchlein in ein Waschbecken und wäscht den bleichen Leib des Kindleins. Sie bekleidet es mit einem schneeweißen Hemdchen und legt es in ein lichtblaues Särglein, über dessen Rand weiße Spitzen niederhängen. Dann sieht er es nicht mehr. Es ist nicht mehr. So ist ihm die Erfahrung geworden von Sein und Nichtsein.

Ein Jahr später: Die Großmutter ist zu Besuch da. Die Lampe steht ohne Schirm auf dem Tisch, davor sitzt die Großmutter beim Kachelofen und näht. Kojas Schwester, die fünfjährige Agi, etwas größer als er, hat sich zwei weiße Schürzen um den Hals gebunden, so daß sie vorne und hinten niederwallen; mit der Linken hält sie die vordere Schürze gerafft, in der Rechten trägt sie ein Körbchen; darin hat sie allerlei knorrige Holzscheitchen steil aufgestellt; das Holz duftet. Koja hält die Schleppe der anderen Schürze in den Händen. Das Licht der Lampe erzeugt hoch oben an der Wand wunderliche Schatten von den Dingen, die auf dem Schranke stehen: Flaschen und Schachteln, Leuchter und eine Gipsfigur, die einen Knaben mit einem Blumenkorb vorstellt. Agi wandelt langsam zwischen Tisch und Kasten hin und her und Koja trippelt ihr nach. Sie deutet wie geängstigt nach den Schatten der Dinge an der Wand und murmelt allerlei Unverständliches, indem sie wunderliche Worte wiederholt: „Aberla, bimerla,



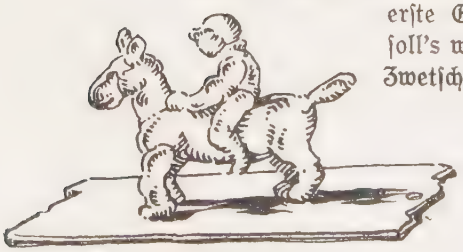


ſimerla, rikati, ſibati, ſchureli, tſchin!“ Und ſo oft ſie „tſchin“ ſagt, hebt ſie ihr Körbchen mit jähem Ruck empor, daß der Schatten ihrer Hölzer den Schatten irgend eines Dinges bedeckt, als ob er ihn verzehre; aber die verzehrten Schatten tauchen immer wieder unverwüſtlich empor, ſo oft ſie das Körbchen ſenkt. Da bemächtigt ſich Kojas eine unbeſtimmte Angſt. Er fängt an zu wimmern, Agi aber wiederholt ihre Beſchwörung der Schattengeiſter immer lauter, immer aufregender. Den Buben packt das Grauen. Er fängt an zu ſchreien, als ob er geſpießt würde. — Plötzlich tritt der Vater ein, entreißt Agi das Körbchen und gibt ihr einen Backenſtreich. Er verlangt ihr Verſprechen, das Spiel nie mehr

zu wiederholen. Sie gibt keine Antwort. Die Mutter kommt, führt den Mann weg, kehrt zurück, hebt Koja auf den linken Arm und geht mit ihm zum Herde. Aus der angrenzenden Gaststube dringt das Gewirre von Männerstimmen, und wenn die Tür aufgeht, kommt der Geruch von Bier und Tabaksqualm herein. Die Wirklichkeit beruhigt Koja, er hört auf zu weinen.

Ein Jahr später. Es ist Sommer. Der Regen hat den Lehmhaufen zerweicht, der neben der Kegelbahn im Garten liegt. Der Kegelbub kauert daneben und formt für Koja mit unglaublicher Fingerfertigkeit allerlei Figürchen, die er auf Bruchstücke von Dachschiefern stellt; langohrige Häschen, dickbeinige Hunde, Pferde und großköpfige Reiter.

Ein Wagen, auf dem ein großes Faß liegt, fährt vom Wiesenbach herüber in den Garten. Der Kutscher läßt das Wasser aus dem Faß in den weiten Bottich laufen, der mitten im Garten unterm Zwetschgenbaum steht. Der Kegelbub und Koja baden in dem klaren Wasser. Dann klettert der Kegelbub auf den Baum und holt ein paar halbreife Früchte herunter. Koja ißt eine Zwetschge und läßt den Kern ins Wasser fallen. Er schaut dem Kerne nach, wie er hin- und hergaukelnd zu Boden fällt. Plötzlich sieht er den Kern nicht mehr, an seiner Statt aber ein silberig glänzendes Fischlein, das seine Beine umschwimmt und wie neugierig an seine Knie stößt. — Und jetzt glaubt er etwas Wunderbares zu wissen: Wenn man einen Zwetschgenkern ins Wasser wirft, so wird daraus ein Fisch. Aber er behält seine erste Entdeckung für sich. Niemand soll's wissen, nur er. Die Kerne aller Zwetschgen, die er von jetzt an



essen wird, will er in Fische verwandeln. Er sammelt sie in den Hosensäcken, und so oft er es ohne Zeugen tun kann, wirft er einen Kern in ein Wassergefäß, da in ein Büttel, dort in ein Schaff, in den Wasserkrug, in das Waschbecken. — Aber die erwartete Wirkung bleibt immer wieder aus. Da gibt er sein wertlos gewordenes Geheimnis preis. Die Großmutter kommt wieder einmal zu Besuch. Der sagt er's. Da lacht sie, daß ihr die Schürzenbänder hüpften, „Aber Koja! Das Fischerl in dem Bottich war ja aus dem Bach. Das hat der Kutscher beim Wasserschöpfen herübergefangen." „Na, und wie ist das, daß die kleinen Fischerln werden?" fragt er unbefriedigt. „Daß die Henne Eier ins Nest legt, das weißt du?" — „Ja." — „Daß sie mit ihrem warmen Leib auf den Eiern sitzt, daß dann aus den Eiern die jungen Hühnchen werden, weißt auch." — „Ja." — „Nun, siehst du. So legt die Fischmutter

ihre Eier ins Wasser, die liebe Sonne scheint warm darauf und aus den Fischeiern werden kleine Fischlein." — Mit Bedauern muß es Koja ertragen, daß seine erste Entdeckung ein Irrtum war. So hat bei ihm die Naturgeschichte begonnen. Entdeckung, Fehldeutung, Erkenntnis. So erfuhr er frühzeitig, daß ein Ereignis, welches einem andern folgt, nicht vom erstern bedingt sein muß. Sein Sinn für das Geschehen in der Natur war geschärft, deren Rätsel ihn fortan beschäftigten, die Jugend hindurch, so daß er als Schauender und Forschender in die wissenschaftliche Arbeit seiner Mannesjahre hineinwuchs.

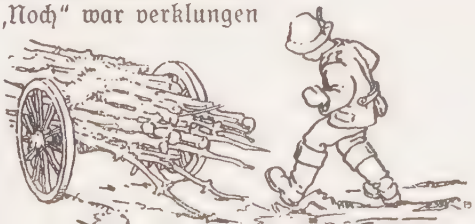
*

Wieder ein halbes Jahr später: Ein frostklarer Februarmorgen. Noch warfen die Schlöte der Daschitzer Zuckerfabrik und die massigen Gebäude des Brauhauses lange Schlagschatten über die niederen Häuser des Ortes und in die pflasterlosen Gassen. In den Wagengleisen schimmerten weiße Eiskrusten, die große Luftblasen einschlossen. Mit schwachem Schellengeläute kamen die Straße herauf zwei aneinandergekoppelte Karren, auf denen Langholz geführt wurde. Langsam und mit hangenden Köpfen zogen die beiden Pferde ihre Last. Es waren die letzten zwei Pferde der Lorentischen. Sie blieben vor dem Wirtshaus stehen. Sie fraßen aus den vorgehängten Habersäcken. Sichtbar stieg der Dampf aus den schweißbedeckten Leibern der Pferde durch die Wolldecken auf, die der Knecht über ihren Rücken gebreitet hatte. Es waren schöne Pferde, das eine braun mit weißem Stirnfleck, das andere eisengrau. Und mit Stolz

dachte Koja immer wieder: „Es sind unsere Pferde. Und sie bringen die Bäume aus unserem Wald. Und der ist dort irgendwo beim Kunietitzer Berg, wo die Großmutter wohnt, und wo der Vater sein Bauerngut hat."

Koja war damals ein Knirps von viereinhalb Jahren; aber wer's nicht wußte, gab ihm sechs. Er war ein starker Bub und ein kleiner Gernegroß, der alles beguckte und die Erwachsenen mit Fragen quälte. Gekleidet war er wie ein Jagdgehilfe; so hatte er sich's von der Mutter erbettelt. Die flachsgelben Ringellocken fielen ihm auf den grünen Kragen des grauen Röckleins nieder, das grün gesäumt war. Die neuen Röhrenstiefel — es waren seine ersten — prahlten in der Pracht handbreiter lackledierner Stulpen. Sie knarrten mit dem hartgefrorenen Schnee um die Wette; die Eishäutchen in den Wagengleisen knisterten, wenn der Bub darauf trat. Und wo das Eis widerstand, schlug er's mit den eisenbeschlagenen Absätzen auf, daß es klirrend zerbrach.

Die Sonne war über den Giebel des Brauhauses emporgestiegen und ihre Strahlen strichen über die Fichtenstämme, die hochgeschichtet auf den beiden Karren lagen und mit ihren niederhangenden Wipfeln den Boden streiften. Ihre harzverquollenen Schlagwunden begannen zu duften. Es roch nach Weihnachten. Da sah Koja den Glasermeister kommen. Er ließ ihn nicht vorbei. „Unsere Bäum'!" rief er ihm zu. „Aus unserem Wald — ja." „So? — Noch?" gab der alte Mann zurück und sah das Kind mit seinen guten grauen Augen traurig an; dann hastete er weiter. Ihn mochte in die Finger frieren, mit denen er eine dicke Glasscheibe unterm Arm trug. Das Wörtlein „Noch" war verklungen



mit seinem tieftraurigen, verlustvordeutenden Sinn, vom Knaben unverstanden, wie von vielen, die sich im sicheren Besitz eines hinschwindenden Gutes wähnen: Vermögen, Gesundheit, Leben. Zwei grüne Fichtenreiser, die zwischen den Stämmen eingeklemmt waren, zog Koja heraus. Eins für sich und eins für die Agi. Ah, wie die dufteten! —

Gern wäre er durch die Gaststube ins Wohnzimmer gegangen, daß die Gäste seine neuen Röhrenstiefel gesehen hätten und die Reiser von den Bäumen aus „unserm" Wald. Aber die Mutter duldete nicht, daß die Kinder die Gaststube betraten. So machte Koja den Umweg durch den Hof; er gelangte ins Wohnzimmer und von da in die Schlafstube. Seinen Zweig steckte er hinter das Bild seines Namenspatrons, das über seinem Bette hing. Der Schwester aber verbarg er den ihren im angefangenen Strickstrumpf. Als sie aus der Schule kam, führte er sie ganz nahe dazu; da mußte sie riechen und raten. Richtig brachte sie es heraus. Früh am Nachmittag, als es zu schneien begann, so daß es in der Stube dunkel wurde, zündete sie die Lampe an, setzte sich in den Lehnstuhl und begann dem Brüderlein im Bilderbuch alles zu zeigen, was es in „unserm" Walde gäbe. Nur um zwei Jahre älter als Koja, spielte sie gerne Großmutter; sie setzte sich eine alte gläserlose Hornbrille auf die Nase und begann die Bilder zu erklären. Da belebte sich der Wald mit Hirschen, Rehen, Bären, Löwen, Hasen, Füchsen, Wölfen und mit jenen wunderbaren Vögeln, die den Kindern aus den Märchen und Legenden der Großmutter längst vertraut waren. Der geizige Specht, der barmherzige Kreuzschnabel, der Bluthänfling, sie alle lebten im Walde, der für die Kinder

die Heimat des Wunderbaren, des Großen, des Schönen und Geheimnisvollen war. Weiter, weiter und weiter hin dehnte sich der Wald, und wo er am dunkelsten war, stand die Hütte der Knusperhexe.

Das Nachtmahl nahmen die Geschwister in der großen Küche ein, beim „Katzentischerl" in der Fensternische. Die Mutter aber stand mit glühenden Wangen beim Herde. Sie kochte und briet für die Gäste, daß es zischte und prasselte und brotzelte.

Aus der Wirtsstube drang ein Stimmengewirre, ein Lachen und Gläserklirren; und ab und zu hörte man, wie die Spielkarten auf den Tisch klatschten. Da drinnen saß mitten unter seinen vielen Freunden der Vater. Nur selten bekamen die Kinder ihn zu sehen. Nach dem Abendessen kehrten sie in die Wohnstube zurück und bezogen wieder den Märchenwinkel beim warmen Kachelofen. Die alte Hauskatze ringelte sich auf Kojas Schoß zusammen und schnurrte. Da begann er von der Schwester Märchen zu erfragen, die er schon oft gehört, und die ihm immer schöner wurden. Agi mußte erzählen, immerzu vom Walde; es waren alte Märchen. „Sag, Agi, warum nennst du den Specht geizig?" Und sie erzählte: „Als der Heiland noch auf Erden gewandelt ist, da ist er auch einmal zu Frau Gertrude gekommen; die hat gerade Kuchen gebacken. Und weil er hungrig gewesen ist, hat er sie gebeten um etwas zu essen. Sie hat ihm wollen den Kuchen geben, der gerade in der Pfanne war. Und der Kuchen ist gewachsen und ist gar wunderlich groß geworden. Da hat sie gesagt: „Den kann ich dir nicht geben, der ist zu groß geworden." So ist es auch mit dem zweiten gewesen und mit dem dritten. Und sie hat den Heiland hungrig weggehen

lassen. Da hat er sie zur Strafe für ihren Geiz in einen Vogel verwandelt. Der ist durch den Rauchfang hinausgeflogen und ist ganz schwarz geworden vom Ruß. Nur das rote Kopftuch ist rot geblieben, drum heißt der schwarze Specht bis heute Gertrudsvogel; er hat kohlschwarze Federn und ein rotes Käppchen." — „Und wie ist das mit dem Kreuzschnabel? Warum nennst du ihn barmherzig?" — „Der Heiland ist an dem Kreuze gehangen. Da ist der gute Vogel geflogen gekommen und hat sich auf das Kreuz gesetzt. Und weil ihm der Heiland erbarmt hat, hat er ihm wollen die Nägel aus den Füßen und den Händen ziehen. Dabei ist sein Brüstlein rot geworden vom Blute des Heilandes und den Schnabel hat sich der Vogel verbogen." Und von der Natternkönigin, jener aschfarbenen Schlange, wußte Agi zu berichten, daß sie ein Goldkrönlein auf dem Haupte trug und es beim Baden auf ein grünes Moospölsterchen legte. Und wenn ein Waldläufer zurechtkam und ein weißes Tüchlein aufs Moos breitete, dann legte sie ihr Krönlein aufs Tüchlein. Dann nahm er es auf und gab es der Schlangenkönigin erst wieder, wenn sie ihm den Weg gezeigt hatte zur unterirdischen Schatzkammer der Wichtelmännlein, wo sie goldene Ringlein und Ketten und funkelnde Steine aufbewahren. — So gewannen die Tiere des Waldes für Koja Bedeutung. Seine Naturgeschichte war voll Aberglauben und Dichtung.

Manchmal vertauschte Agi die Rolle der Großmutter mit der Rolle der Mutter. Sie half Koja beim Auskleiden, brachte ihn zu Bett, deckte ihn sorgsam zu und ließ ihn die Hände falten zum Nachtgebet. Ganz nach Mutterart machte sie ihm das Kreuzeszeichen auf Stirn und Mund und Brust und hieß ihn gut schlafen.

In seinen Schlummer hinein duftete der Fichtenzweig über seinem Bette. Da war ihm im Traume, als wär' er ein Waldläufer, der mit allen Tieren des Waldes auf gutem Fuße stünde.

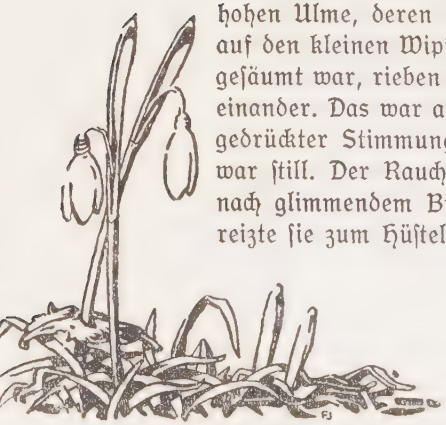
Der Frost hielt an. Der stille Wiesenbach hinterm Hausgarten bedeckte sich mit spiegelglattem, tragfähigem Eis. Da sammelten sich die Buben groß und klein auf der langen Schleifbahn; Koja lief und schliff mit ihnen dahin und schrie dabei für zwei. Je mehr Lärm, desto größer der Spaß.

In der Scheune, die zwischen Hof und Garten stand, begannen die Drescher das Korn zu dreschen; es waren ihrer drei. Das ging immer tipp—tapp—tapp, tipp—tapp—tapp. —

Dann kamen Tage, an denen die Mutter mit rotgeweinten Augen herumging und den Kindern wehmütig zulächelte. — Aber weinen hat sie keines gesehen. Sie mußte wohl in den Nächten weinen, wenn sie nicht schlafen konnte. Es wurden die schönen Pferde verkauft, der Eisenschimmel, dann das Bräunel, es wurde eine Kuh nach der anderen aus dem Stalle verkauft, Magd und Knecht wurden entlassen, Hühner und Enten geschlachtet; im Hofe wurde es stille, kein Hahnenkrähen, kein Rindergebrüll, kein Pferdegewieher. Da ward es den Kindern unheimlich zu Mute und sie quälten die Mutter mit Fragen. Die aber schloß ihnen mit langen Küssen den Mund und tröstete sie: „Wenn ihr brav seid, dürft ihr bald zur Großmutter."

Und an einem tauig warmen Märzmorgen, als die Eiszapfen klirrend von den Dachrändern fielen, kam Marek, der alte Knecht der Großmutter mit dem leeren Leiterwagen angefahren. Neben ihm saß auf einem

Strohschaub die Großmutter, das liebe, schmale, faltenreiche Gesicht eingemummelt in ein geblumtes Wolltuch. Mühsam und seufzend kletterte sie vom Wagen herab. Nur ein Tisch, ein paar Stühle, ein Schrank, die alte mit Blumen bemalte Kleidertruhe und Federbetten wurden auf den Wagen geladen, Agi und Koja dazu. Mutter und Großmutter weinten Brust an Brust, als sie die Kinder mitten im Bettzeug zurechtgesetzt hatten. Zuletzt stieg die Großmutter auf und der Knecht. Der breitete eine Plache über den Wagen. Die Pferde zogen an, und knarrend ging's durch die leere Scheune und dann durch den Garten, auf dem Fechsungsweg über Wiesen, dann auf dem Feldweg, der das Ufer des Wiesenbaches begleitete. Das Brauhaus und die hohen Fabrikschlöte der Zuckerfabriken blieben zurück hinter den Fahrenden. Zwischen den Sprossen der Wagenleiter durch lugten die Kinder unter der Plache in die vom Nebel verschleierte Landschaft, die im Tauwetter wie verweint aussah. Von den Erlen und Weiden fielen Tropfen ins ruhige Wasser des Wiesenbaches. Der schlich geräuschlos dahin, fast in gleicher Höhe mit den schmutzigen Schneeresten auf den fahlen Wiesen und braunschwarzen Ackerflächen. Traurig versonnen standen die Kopfweiden am Ufer, hie und da überragt von einer hohen Ulme, deren Stamm der Äste beraubt war, bis auf den kleinen Wipfel. Und wo der Bach vom Röhricht gesäumt war, rieben sich die hohen Halme flüsternd aneinander. Das war alles so ernst, daß die Geschwister in gedrückter Stimmung schwiegen. Auch die Großmutter war still. Der Rauch aus des Kutschers Pfeife duftete nach glimmendem Birkenlaub und Kartoffelkraut und reizte sie zum Hüsteln. — Die Sonne klomm höher. Es



wurde windstill. Der Nebel zerfloß. Im rostfarbenen Grase öffneten die Maßliebchen ihre rosig angehauchten Knospen. Es war wie ein zages Lächeln der Landschaft. Und jetzt erst fiel den Kindern auf, daß zwischen Wegrand und Bach auf schlanken Schäften sich Schneeglöckchen wiegten. Jenseits des Wassers stieg in weiter Ferne ein welliges Hügelland empor, das mit hohem Walde bestanden war. Zur Linken aber dehnten sich in der Ebene dunkle, niedere Nadelwälder, welche die Kinder nüchtern anmuteten. Ihre Bäume waren alle von gleicher Größe und standen in geraden Reihen. Das waren keine Märchenwälder. — Fern und nah lagen die Ortschaften mit ihren roten Ziegeldächern und moosbegrünten Strohdächern inmitten der unbelaubten Obstbäume. Senkrecht stieg von den Schornsteinen der bläuliche Rauch zum Himmel. Alles war friedvoll. Koja und Agi machten ihre erste Reise über Land. Der Wagen fuhr ins Dorf Laan ein; er hielt vor einem weitläufigen Bauerngehöft, dessen großer Hof von Stallungen und Scheunen umgrenzt war. Die Hunde schlugen an und die Gänse erhoben ein aufgeregtes Geschnatter. Eine stattliche Greisin, welche die Großmutter um Kopfeshöhe überragte, trat aus dem Tor. — Es war die neunzigjährige Urgroßmutter der Kinder, die Mutter der Großmutter, Dorothea Puhlovska. Sie hob erst Koja dann Agi vom Wagen, beugte sich zu den Kindern, drückte sie an die Brust und küßte sie auf die Scheitel. Dabei sprach sie ein übers andere Mal vor sich hin: „Arme Kinder, armer Koja, arme Agi!“ Im Herrgottswinkel der braungetäfelten Stube wurde der Tisch gedeckt. Es gab reichlich Buchteln* mit Pflaumenmus, dazu Oberskaffee, als

* Kuchen aus Weißmehl (Germteig)

wäre es Sonntag. Und die Kinder verstanden nicht, was die Urgroßmutter gemeint hatte, als sie sagte: „Arme Kinder!“ — Hatten sie es denn nicht gut?

Und weiter ging die Reise. Sanft geschaukelt im Federbettennest schliefen die Kinder ein. Und als sie erwachten, sahen sie einen grünen, nadelspitz sich verjüngenden Turm erstaunlich hoch die Häuser einer Stadt überragen. „Der grüne Tor-Turm von Pardubitz,“ sagte die Großmutter. Links um die Stadt herum, vorbei am Hügel mit dem Schloß, vorbei an Wall und Graben fuhr

der Wagen zur Elbe. Er polterte über die Brücke, an deren schrägen Strebepfeilern das Stromwasser lärmte. Zwischen hohen Pappeln und grellen Ziegeldächern, tiefliegenden Tümpeln und endlos scheinenden Ackerflächen ging's weiter auf wohlgepflegter Straße. Und auf einer der hohen Pappeln, unweit einer Ziegelei, mitten im kahlen Geäst der Krone war ein unförmiges Nest aus Prügeln, Zweigen und Schilfhalmen. „Ein Storchennest,“ sagte die Großmutter. Da machten die Kinder große Augen. „Und wo ist jetzt der Storch?“ fragte Agi.

„Storch und Störchin sind jetzt in Ägypten, dort ist es warm; da haben sie es gut; sie fangen dort Frösche und Fische und Schlangen. Auch unsere Schwalben sind dorthin geflogen." „Und kommen bald wieder," ergänzte Agi. „Die Störche auch?" fragte Koja, denn er war begierig, mit den Störchen persönlich bekannt zu werden. „Sie kommen mit den Schwalben," fuhr die Großmutter fort, „du wirst sie an den Ufern der ‚alten Elbe' über die Wiesen schreiten sehen, hochbeinig wie auf Stelzen. Du wirst die Störchin auf dem Nest sitzen sehen, wenn sie die Eier bebrütet. Und ihr Mann wird ihr die Mahlzeiten zutragen, Frösche, Mäuse, Schlangen.

Kojas Augen waren über die Ebene hin nach rechts weitergeirrt. Da ragte ein hoher Berg unvermittelt aus dem Flachland empor. „Dort ist der Kunietzer Berg mit der Ruine," erklärte die Großmutter, der Frage zuvorkommend. Da staunten die Geschwister den mächtigen Felsen an, dessen dunkelgraue Steinmasse gekrönt war vom dachlosen Burggemäuer. Darüber hinweg stieg ein hoher Rundturm auf und neben ihm überragte das schlanke Türmchen der Schloßkapelle ein steiles, grellrotes Dach. An den Berg mit der verfallenen Burg reihte sich ein Hügelrücken, der mit einem mächtigen Hochwald bedeckt war. Das mochte wohl der Märchenwald sein. — „Großmutter, ist das unser Wald?" fragte Koja in freudiger Erwartung. Und zögernd kam die Antwort von ihren schmalen Lippen: „Noch gehört ein Stück davon euch." — Sie sagte es so traurig, wie's der alte Glasermeister gesagt hatte, das Wörtlein „noch". — Ein Dorf kam in Sicht. Ein drei Stock hohes graues Steingebäude mit kleinen Luftlöchern überragte die ebenerdigen Hütten und Bauernhäuser. „Das ist der

alte Kornspeicher von Hradischt*," erklärte die Großmutter. „Aus dem haben die Bauern Saatkorn geliehen bekommen in den Hungerjahren."

An der Straßenkreuzung stand die Schmiede, der Witwensitz der Großmutter. Hier stiegen sie alle vom Wagen.

Die Großmutter führte die Kinder in ihre kleine Küche, die mit Ziegeln ziemlich uneben gepflastert, aber recht anheimelnd war. Mit Stroh und Reisig entfachte sie im gemauerten Herd ein lustiges Feuer, kochte Grieß in Milch ein, bestreute den dünnen Brei reichlich mit Zucker und Zimt und hieß die Kinder brav essen. Oh! Wie das schmeckte! — Wie's nur bei der Großmutter schmecken kann. Indessen knarrten die hölzernen Stufen der Bodenstiege unter schweren Männertritten. Der Schmied und der Kutscher schleppten die abgeladenen Habseligkeiten auf den Boden hinauf und stapften dort herum, daß das alte Tonnengewölbe dröhnte. Die Großmutter ging zu den Leuten auf den Dachboden. Kaum hatten die Kinder sich gesättigt, so wollten sie sich die Umgebung der Schmiede anschauen. Aber draußen war es unfreundlich und kalt geworden; es nieselte und die frühe Dämmerung ließ die Gegend düster erscheinen. Zaghaft umschritten sie das Haus; Agi führte das Brüderchen an der Hand. Aus der Werkstatt des Schmiedes hörten die Kinder ein Pfauchen und Klingen, und bei jedem Pfauchen wurde das vergitterte Fenster helle. Neugierig traten die Geschwister auf die Schwelle der offenen Tür. Zwei rußige Männer standen einander gegenüber und ließen abwechselnd ihre Hämmer auf einen

* „Hrad", im Südslavischen „Grad" bedeutet „Burg", daher Belgrad = Weißenburg und Gratz = Burg; „Grätzel" = Bürglein; König-grätz = Königs-Burg

kurzen glühenden Eisenstab fallen, daß die Funken nach allen Seiten stoben und der blanke Amboß unterm Stabe aufblitzte. Der eine der beiden Schmiede, es war der Meister, hielt den Stab in einer flachen Zange. Er hob und drehte ihn, daß er sich unter den Hammerschlägen krümmte, während er flach wurde und die Gestalt eines Hufeisens annahm. Hinter den beiden war in einer tiefen, verrußten Nische die Feuereſſe; darin lag inmitten glühender Kohlen ein kleiner Radreifen. Die Glut leuchtete jedesmal weiß auf, sobald es von der Seite her aus einem Mauerloch in sie hineinblies. Das war die Luft aus den Blasebälgen; der Lehrbub zog sie mit Hilfe zweier Riemen abwechselnd auf und drückte sie zusammen, indem er auf schrägliegende Stangen trat, deren obere Enden mit den Blasebälgen durch dicke Drähte verbunden waren. Die Kinder schauten und staunten. Niemand hatte ihr Eintreten bemerkt. Hei! wie der Reifen sich rötete und leuchtete! Da riß er ihn aus dem Feuer heraus und legte das unfertige Hufeisen an seine Stelle. Und jetzt begann er mit Hammer und Stift in den glühenden Radreifen Löcher zu schlagen, während der Geselle den Reifen mit einer Zange hielt und ruckweise weiterdrehte. Angezogen von dem nie gesehenen Schauspiel, die Augen auf den Amboß gerichtet, löste Koja die Hand aus der seiner Schwester und rückte schrittweise näher und näher an die emsig Hämmernden heran.

Plötzlich fühlte er keinen Boden unterm vorgestellten Fuß, purzelte in eine Grube und platschte in kaltes Wasser hinein, daß es hoch aufspritzte. Da warf der bärtige Schmied seinen Hammer weg, zog den Buben aus dem Loch und stellte ihn im Lichte der Esse auf die

Beine. Lachend fragte er: „Knirps, wem g'hörst denn du?" — „Wir sind bei der Großmutter," beeilte sich Agi zu antworten. Mit ihrem Rocksaum wischte sie dem Bruder das schmutzige Wasser aus dem Gesicht und fragte ihn voll Teilnahme: „Hast dir weh getan?" Er schüttelte den Kopf. Ihm war zum Weinen, aber er weinte nicht. In zappelndem Laufe langten die Kinder bei der Großmutter an. Die schlug die Hände überm Kopf zusammen. „Ja, Koja, wie schaust denn du aus?" Und während Agi ihr Kojas erstes Abenteuer erzählte, zog ihm die Großmutter die kohlengeschwärzten Kleider vom Leibe, wusch ihn und kleidete ihn in sein Alltagsgewand. Sie greinte nicht; aber während sie das Nachtmahl bereitete, ging sie in halblautem Selbstgespräch mit sich zu Rate: „Was fang ich altes Leut mit dem Schlingel an, wenn die Agi in der Schul ist? — Soll ich ihn an einem Tischfuß anbinden, daß er mir nicht am End gar in den Brunn' fällt?" Da machte Agi den Vorschlag: „Großmutter, ich nehm' ihn mit in die Schul."

In der alten Schule

Am nächsten Morgen füllte die Großmutter Agis Körbchen mit Eßwaren und führte die Geschwister bei einem Regen, der mit gaukelnden Schneeflocken gemengt war, ein halbes Stündlein weit über einen zerweichten Feldweg in die Schule des Nachbardorfs. Der alte Lehrer, der die verschieden alten Buben und Mädchen einiger Dörfer in einem geräumigen Lehrzimmer beisammen hatte, nahm ohne Einwand Koja als Gast auf und bekam von der Großmutter an Schulgeld statt eines Kupferkreuzers zwei für den Tag.* Er stattete Koja mit einem abgegriffenen und stark zerlesenen ABC-Täfelchen aus, borgte ihm Schiefertafel und Griffel und wies ihm seinen Platz auf der Mädelseite an in der ersten Bank neben Agi.

Schon in der Zehnuhrpause, kaum daß der Lehrer aus der Klasse war, begannen die Buben den Neuling zu hänseln. Ein größerer stellte sich mit einem roten Kopftuch, das er vom Kleiderrechen genommen hatte, vor Koja und leierte sein Liedel, dessen Sinn** folgender war:

---

* Noch die ursprüngliche Art der Entlohnung des Lehrers

** Die Kinder sprachen tschechisch

„Mädel-Bub! Mädel-Bub!
Mußt ein Kopftuch tragen!
Mädel-Bub! Mädel-Bub!
Mußt ein Kopftuch tragen!"

Im Nu war auch die Bande der Kleineren um die beiden versammelt; sie zerrten Koja aus der Bank, der Rädelsführer band ihm das rote Kopftuch um und dann schleppten sie den Wehrlosen unter allgemeinem Hallo durch die Klasse. Der weinte in ohnmächtigem Zorn. Da er keine Hand freibekommen konnte, suchte er zu beißen und schlug mit den Stiefelabsätzen nach den Beinen seiner Quäler. Durch den Lärm angelockt, erschien der Lehrer mit einem langen spanischen Rohr und ließ es wahllos auf die Rücken der Jungen niedersausen.

So befreit, riß Koja das Tuch vom Kopfe und suchte die Türe zu gewinnen. Aber schon hatte ihn der Lehrer abgefangen, hob ihn empor und setzte ihn in die erste Bubenbank an die Ecke, so daß er seiner Schwester immerhin nahe blieb. Aber die Buben anerkannten ihn noch nicht als einen der Ihrigen.

Solange der Unterricht dauerte und die AbC-Schützen mit Chorlesen nach den an der Wand hängenden Silbentafeln in Atem gehalten wurden, während die Großen schrieben und in den punktierten Heften zeichneten, hatte Koja Ruhe.

Der Zeigestab, den der rothaarige Peter handhabte, rückte von Silbe zu Silbe und die Kleinen lasen einförmig fort:

ba be bi bo bu
ca ce ci co cu
ča* če či čo ču*
da de di do du usw.

* č = tsch

dann wieder die senkrechten Reihen herab:

ba ca ča da fa ga . . .
be ce če de fe ge . . .
bi ci či di fi gi . . .

dann zurück

ub ob ib eb ab . . .
uc oc ic ec ac ač . . .

und so ging's weiter in einschläfernder Stetigkeit. Da und dort half der Stock des Lehrers die Schlafluft eines Gelangweilten überwinden. Koja aber las mit Eifer, daß ihm die Augen übergingen, obwohl er bald im Genick Schmerzen spürte von der erzwungenen Unbeweglichkeit. Als um elf Uhr die Schulglocke läutete, war er so betäubt, daß er die Feindschaft der Buben vergessen hatte. Nach dem Gebet verließ wohl die Hälfte der Kinder mit dem Lehrer die Klasse, nur die Auswärtigen, die wegen des schlechten Wetters ihr Mittagbrot in der Schule verzehrten, blieben.

Koja bekam von der Schwester sein Brot-Scherzel, das die Großmutter ausgehöhlt, mit Pflaumenmus gefüllt und mit dem ausgeschnittenen Krumenstück verdeckelt hatte, zog seinen Taschenfeitel* aus dem Hosensack und begann zu essen.

Da bot sich ihm die gute Gelegenheit, sich bei den Buben „einzutegeln". Aber er war nicht klug genug, die Gelegenheit zu nützen. Wenn auch jeder irgend etwas zum Essen mitbekommen hatte, jeden lockte das Fremde. Sie täuschelten untereinander. Der eine bot einen Apfel, daß der andere einmal davon abbeiße und ihm dafür einen Bissen Hartkäse gebe, ein anderer suchte sich einen Schluck Kaffee gegen ein Stück Leber-

* Billige Taschenmesser mit Holzschale

wurst einzutauschen, viele aber verlegten sich einfach aufs Betteln. „Gib mir was!“ — „Gib mir was!“ Den kleinen Koja umstanden Buben und Mädeln, die von seinem „Powidl“ etwas auf ihr Brot streichen wollten. Den Mädeln gab er, den Buben aber nicht. Und das war dumm. Da huben sie wieder an, das Liedel zu singen und der spitznasige rote Peter gab den Ton an. Wieder stellte er sich mit dem Kopftuch vor Koja. Der aber kam der Schmach zuvor. Sein Brot faßte er zwischen die Zähne, sprang den Angreifer an und verkrampfte seine Finger in dessen roter Mähne. Peter suchte ihn abzuschütteln; bei der Balgerei fiel polternd eine Schiefertafel vom Pult. Die bot sich als Waffe an. Nach ihr griff Peter und begann damit auf Koja einzuhauen. Die Mädeln, voran Agi, suchten dem Peter die Tafel zu entreißen. Ehe ihnen das gelang, traf die Rahmenkante Kojas Nasenrücken so gut, daß ihm das Blut von der Wunde hinab in die Mundwinkel rann. Er ließ sein Brot fallen. Der Zweikampf war zu Ende. Koja weinte nicht, denn ein paar rote Haarbüschel zwischen den Fingern gaben ihm das Bewußtsein, daß der Haarboden seines Gegners auch nicht heil geblieben war. Einige Mädchen liefen zum Oberlehrer in die Wohnung, andere führten Koja hinunter zum Ziehbrunnen. Eine der älteren drehte die Kurbel und ließ an langer Kette den leeren Eimer zum Wasserspiegel hinab. Als sie den vollen Eimer wieder heraufgekurbelt und auf den Boden gestellt hatte, wusch Agi dem Brüderchen die Wunde und band ihm ihr weißes Halstüchlein quer übers Gesicht, so daß er gerade noch über den Verband sehen konnte. Als die Kinder in die Klasse zurückkehrten, war der Lehrer schon da. Erst klebte er Koja einen Lappen

Heftpflaster rittlings auf die Nase, dann aber nahm er den Missetäter vor. Ohne langes Verhör legte er ihn quer über das Pult der ersten Bank, dort, wo Kojas Platz war. Und Koja durfte ihm die Beine niederhalten, daß er nicht strampelte. Dann tat das spanische Rohr seine Arbeit. Zur Ehre Peters sei es gesagt, er schrie nicht, er wimmerte nicht einmal, bis er losgelassen wurde. — Dann schlich er auf seinen Platz, legte den Kopf auf die Vorderarme und schluchzte so bitterlich, daß Kojas Mitleid rege wurde.—

Der Lehrer war zu seinem unterbrochenen Mittagmahl zurückgekehrt. Und so mäuschenstill war es in der Klasse geworden, daß nur das Weinen des Gezüchtigten zu hören war. Agi reichte Koja den mitgebrachten Kaffee und eine Buchtel. Er sollte seine Mahlzeit beenden. Aber Koja vermochte nichts mehr zu genießen. Unsicher, wie er damit aufgenommen würde, trug er Kaffee und Buchtel zum armen Peter und rüttelte ihn leise an der Schulter. „Da nimm und iß." Der hob seine rotgeweinten Augen in ungläubigem Staunen, dann griff er nach der Spende. Lange saß er da, ohne die veränderte Sachlage recht zu begreifen. Seine Tränen versiegten. Und er begann zu essen; je weiter er damit kam, desto mehr hellten sich seine Züge auf. Aber er aß nicht fertig. Das letzte Stück, gerade die Ecke mit der fetten, knusperigen Rinde, reichte er Koja. Und der nahm's dankbar an.

Als der Lehrer wiederkam, fand er die versöhnten Gegner nebeneinander sitzen. Koja war zu Peter übersiedelt. Und der Lehrer ließ die beiden beisammen. Von diesem Tage an waren sie unzertrennlich.

Peter, der bei den Ziegelöfen unweit des Storch-

nestes wohnte, holte Koja und Agi zur Schule ab und geleitete sie getreulich wieder heim. Und kein Junge wagte es mehr, den Kleinen zu hänseln.

Der Benjamin in der Klasse, noch lange nicht schulpflichtig, machte Koja nach der alten, eintönigen Methode nur langsame Fortschritte im Lesen; es war so gar nicht lustig. Beim Schreiben führte ihm anfangs Peter die Hand, bald aber hatte er Augen und Finger zusammengewöhnt und schrieb die Klein- und Großbuchstaben des ABC's erkennbar nach, wenn auch nicht gerade schön.

Im Rechnen lernte er wohl zählen, aber das Einmaleins, welches die Großen erst von der Tabelle herableierten und dann einzeln aus dem Gedächtnisse aufsagten, ging über sein Begriffsvermögen. Es entstand in ihm die Meinung: „Das kann ich nicht — das werde ich nie können."

Als die Ostern kamen und die Weiden an den Wiesengräben im Schmucke ihrer gelbstäubenden und silberig glänzenden Blütenkätzchen standen, kochte die Großmutter für die Kinder zweierlei Ostereier. In dem einen Topf, wo sie braune Zwiebelschalen gesotten hatte, wurden sie schön lichtbraun wie Kaffee, im anderen, wo sie Farbholz aufgekocht hatte, wurden sie rot wie Klatschmohn. Aber im Dorfe gab es Leute, die wahre Künstler waren in der Herstellung bunter Ostereier.

Koja hatte sich am Gründonnerstag beim Umgehen mit der Ratschen, deren hölzernes Geklapper das Läuten ersetzen mußte, dem Peter angeschlossen. Der unterwies ihn auch im Flechten der zopfartigen Oster-Rute. Die schmiegsamen Weidengerten dazu fanden die Knaben reichlich am Ufer der alten Elbe. Ausgerüstet mit

den geschmeidigen Weidenzöpfen machten sie in aller Frühe des Ostermontags in der Nachbarschaft die Runde, um den jungen Frauen und Mädchen die segenbringenden Rutenstreiche beizubringen. Ob diese auch mit gespielter Angst schrien und sich wehrten, wenn die Buben wacker streichend hinter ihnen herliefen, sie beschenkten die Ostergänger doch mit Ostereiern, von denen manche in allen Regenbogenfarben schimmerten, während andere gar schöne Schmuckzeichnungen aufwiesen. Die schönsten gab Koja der guten Agi zum Aufheben. Aber soviel er auch herumfragte, wie solche Wunder an Schönheit zustandegekommen wären, er erfuhr es nicht. Die es konnten, bewahrten ihr Geheimnis.

Peter aber machte aus seiner Kunst vor Koja gar kein Hehl. Aus der Menge der eingesammelten Eier suchte er die roten, die blauen und die braunen heraus und schmückte sie vor Kojas Augen mit Bildern eigener Erfindung, indem er mit der Spitze seines scharf geschliffenen Messers herausschabte, was weiß erscheinen sollte. Ins Weiß hinein trug er mit dem Pinsel Erdfarben ein und zwar so, daß jede Zeichnung einen ausgesparten weißen Rand behielt. Am schönsten gelangen ihm immer die Störche und die Hasen.

Das Zeichnen und Malen ging ihm so flink von der Hand, daß Koja meinte, er müsse es auch treffen. Er brachte einen Hahn zustande, über den ein jeder lachen mußte, der ihn sah.

Und das war auch ein Erfolg.

Zwei Kameraden

Die Wiesen ergrünten. Die Tausendschönchen mochten ihre Hälse noch so strecken, die Grashalme wuchsen ihnen über die Köpfe.

Um die lilafarbenen Wiesenschaumkräuter, die gelben Löwenzahnblüten und Schmalzblumen gaukelten allerlei Schmetterlinge, Bienen summten und Hummeln brummelten von Blüte zu Blüte.

Nun waren auch schon die Schwalben da und machten Jagd auf die Falter und Fliegen. Und richtig hatten sich auf der hohen Pappel bei der Ziegelei die Störche eingefunden und hatten bei ärgerlichem Schnabelgeklapper an ihrem zausigen Neste herumgebessert. Dann wurde die Störchin seßhaft, und wie es die Großmutter vorhergesagt hatte, trug ihr Mann ihr unermüdlich Futter zu. Und als die fünf Jungen ihre Hälse und Schnäbel über den Nestrand reckten, hatten Mutter und Vater immerfort zu tun, um die hungrige Brut zu sättigen. Aber auch Storch und Störchin mußten satt werden. Wieviele Mäuslein und Fröschlein, wieviel Schlangen, aber leider auch junge Vögel mußten da ihr Leben lassen! Einmal sah Koja gar, wie ein Storch ein zappelndes Häschen zu Neste trug; ein anderesmal beobachtete er, daß derselbe Storch beim Spazieren auf der Wiese Bienen von den Blüten wegschnappte, klapp-klapp, klapp-klapp. Da verjagte er ihn mit lautem Schelten, und der Räuber im schwarzweißen Frack zog mit langen Flügelschlägen ab. Das waren für Koja Erlebnisse, die er am liebsten der Mutter erzählt hätte, aber die

war weit. Und nur selten kam von ihr Nachricht. Jedesmal weinte die Großmutter, wenn sie einen ihrer Briefe las, und auf Agis wie auf Kojas Fragen, was denn die Mutter geschrieben hätte, gab sie nur die eine Antwort: „Arme Kinder, arme Kinder!"

Aber der Frühling ringsumher brachte Tag für Tag neue Gaben, er ließ die Geschwister nicht merken, daß sie arme Kinder waren. Schon konnte Agi, die von der Großmutter in der schulfreien Zeit fleißig zum Stricken und Flicken angehalten wurde, unter der Linde in der Gartenecke sitzen, wo auf eingerammten Pfählen ein Tisch und zwei Bänklein standen. In der Linde summten die Bienen und in den hohen Kronen der Ulmen, deren Gezweig die Linde streifte, plauderten die Schwarzplättchen bei ihren Bruten. Finken riefen ihr „pink, pink". Ein Star, der sein Häuschen am Stamm der nächsten Ulme von Sperlingen besetzt gefunden hatte, war nach Hinauswurf der unwillkommenen Mieter wieder Herr in seinem Haus und hielt mit einem Starenfräulein Zwiesprache, es sollte zu ihm ziehen. Und auf dem höchsten Wipfelzweig des uralten Birnbaumes, der die Schmiede überragte, pflegte morgens und abends ein Amselmännchen sein Lied zu pfeifen. Von den Spitzen der Telegraphenstangen an der Königgrätzer Straße herab riefen die Ammern ihr Zi—zi, zi—zi—ziii! Im Garten prangten ganze Nester weißer Narzissen, überragt von hochstrebenden Lilien, deren noch steile Knospen schon schwollen. Vor den Bienenständen war ein heller Streifen fleischrot blühenden Klees, der Tausende von Blütenköpfchen hoch hielt. Auch die kleinblütige Rankrose an der Hausmauer trug ihre Knospen empor; sie wurzelte in

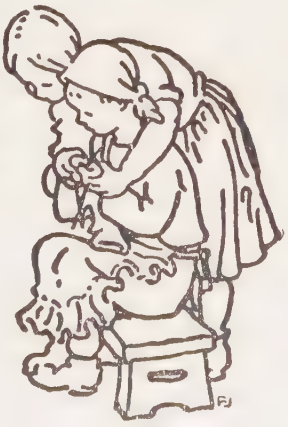
einem schmalen Beet, wo die Würzkräuter der Großmutter wundersame Düfte brauten: Es waren Majoran und Minze, Salbei und Basilgen.

An regnerischen Tagen suchte die Großmutter die Kinder in der Küche zu halten. Sie überließ ihnen einen alten Kalender zum Schulspielen. Und Agi, die statt des spanischen Rohres einen umgedrehten Kochlöffel als Abzeichen der Schulmeisterschaft handhabte, ließ Koja die Monatbilder begucken, fragte ab, was es da zu sehen gab, las mit ihm die Monatsnamen und schrieb sie ihm vor. Koja bekritzelte die leeren Seiten des Kalenders mit den mehr oder weniger gelungenen Abschriften; dann war die Schreibstunde aus. Im Rechenunterricht fiel Agi aus der Rolle des Lehrers und wurde Krämer. Sie verkaufte die von der Großmutter bezogenen Zuckerstücke, Kaffeebohnen, Töpfe, Messer, Gabeln, Wollknäuel, Spagatschnüre u. a. m., und Koja zahlte mit den von der Großmutter erborgten Silbergulden, Zehnerln, Zwanzigern, Vierkreuzerstücken und Kreuzern. Am meisten fesselte ihn der Leseunterricht. Da knieten die Geschwister auf dem Fensterbankerl und stützten die Ellbogen aufs Fensterbrett. Sie steckten die Köpfe zusammen und Agi las aus dem alten Märchenbuche vor, das noch von der Kindheit der Mutter bei der Großmutter geblieben war. Und weil Agi sehr langsam mit dem Zeigefinger von Silbe zu Silbe weiterrückte, während sie las, gingen Kojas Augen mit und er suchte der Schwester im Erkennen der Silben zuvorzukommen. Lispelnd las er meistens nach, manchmal mit und noch seltener vor. Die Neugier, wie es weiterginge, lockte. Und sein heißer Wunsch, bald alles lesen zu können wie die Großen, gab ihm Ausdauer. Aber bei sol-

chem Lesen blieb ihm der Sinn des Märchens halb verschlossen. Voll genoß es der Bub erst, wenn die Großmutter für die Kinder Zeit hatte. Da gab sie der Agi den Strickstrumpf in die Hände, sie selbst spann. Koja aber sollte die Geschichte erzählen, die zuletzt gelesen worden war. Das ging aber so spießig, daß Agi sich seiner erbarmte und dreinhalf, bis sie unvermerkt selber ins Vorlesen kam. Dann aber griff der kleine Gernegroß nach dem Buch und las die Geschichte vom Anfang nach. Er entzifferte leicht, was er verstand, und las manches zwischenhinein, was gar nicht gedruckt war. Und er wurde im Lesen flügge. Denn sein Selbstvertrauen wuchs.

Manchmal spielten die Kinder Strickschule. Agi war das Strickfräulein, Koja war ein Mädel. Ein geblumtes Kopftüchlein verdeckte seine kurzen Haare, eine Schürze, die über die Hüften gebunden war, reichte ihm mit ihrem Faltensaum bis unter die Knie. Und Agi war eine gute Lehrerin. Mit dem Häkeln fing sie an, und es wurde Koja leicht, ein Kettel zu häkeln, das er, wenn er dann wieder Bub wurde, als Peitschenschnur brauchen konnte.

Schwieriger war das Stricken. Kojas linker Zeigefinger spannte den Faden krampfhaft, seine rechte Hand bohrte die Nadel zu tief in die Masche oder er zerspießte den Faden. Und die wenigen Reihen, die er an den neuen Hosenträgern für sich selbst strickte, wurden grau vom Schweiße und vom Staub seiner Hände. Am lustigsten aber war ihm das Musterstricken mit farbigen Wollfäden. Sorgsam die Kreuzelstiche zählend, brachte er schöne



Rosenknospen zustande. Aber allzulange hielt er die Lernerei nicht aus. Wenn er es satt hatte, Mädel zu sein, warf er Kopftuch und Schürze von sich, zog Schuhe und Strümpfe aus und stürmte hinaus auf die Straße. Wenn's auch regnete, lief er im ausgefahrenen Wagengleise dahin; wo die Pfützen am tiefsten waren, stapfte er am stärksten hinein, daß Wasser und Kot weit auseinanderspritzten.

War das Wetter günstig, dann hielt die Großmutter die Kinder nicht in der Stube. Sie sollten im Hof und Garten spielen in Seh- und Rufweite. Aber den unternehmungslustigen Koja zog der Wald unwiderstehlich an. Dort oben, wo die Ackerbreiten die Lehne hinanreichten bis zum Sanddorf, begann für ihn „unser" Wald. Koja wußte nicht, daß des Vaters Gut längst einen andern Herrn hatte. Aber die Großmutter war nicht zu bewegen, mit ihm in den Wald zu gehen; solange es noch keine Schwämme gab, hätte das keinen Sinn. Kojas Vorschlag, sie könnten ja Holz klauben wie der rote Peter, wies sie in ihrem Bauernstolz zurück. Und nur zögernd gab sie die Erlaubnis, Koja dürfe den Peter begleiten. Am sonnigen Morgen eines Donnerstags, der wie alle Donnerstage schulfrei war, marschierten die beiden aus. Peter mit einem vielfach geflickten Leinensack und Koja mit einem alten Ledertäschchen, das ihm die Großmutter als Wandertasche über die Schulter gehängt hatte; darinnen waren Butterbrote und eine Flasche Kaffee. Als sie zum verlornen Vaterhause Kojas kamen, das Peter wohl kannte, lugte Koja unterm hohen Torbogen in den weitläufigen Hof. Da rief ihn ein fremdes Weib barsch an: „Was suchst denn da?" Die Stimme traf den Knaben wie ein Rutenhieb, er lief

davon und zog seinen Kameraden am Ärmel nach die Lehne hinan.

Zwischen zahllosen Baumstümpfen, die von Riedgräsern, rot blühenden Weidenröslein und gelbem Besenginster umwuchert waren, kamen die beiden zu einer weiten Sandgrube, in deren hellgelbem, grießfeinem Sand die Füße bis zu den Knöcheln einsanken. Stille war der Ort; die Mittagssonne brütete auf dem bloß spärlich bewachsenen Grund. Einem tiefen Wagengleise nachgehend, kamen sie zu einer frischabgegrabenen Wand. Darunter sahen sie eine Menge Röhrenknochen und Knöchelchen auf einem Haufen beisammen, mitten darunter drei Totenschädel ohne Unterkiefer. An manchen Knochen hafteten weiße Brocken. „Das ist Kalk," sagte Peter, indem er ein weißes Klümpchen zwischen den Fingern zerkrümelte. „Menschenknochen!" sprach er vor sich hin. Die Knaben standen staunend und ihre Augen irrten über die senkrechte Fläche der sandigen Wand, aus der einzelne Knochen in die Luft ragten. „Da! — Da! — Die sind aus dem Preußenkrieg," vermutete Peter. „Die sind aus der Cholerazeit," ließ sich eine tiefe Stimme hinter den Knaben vernehmen. Erschrocken drehten sie sich um; da sahen sie einen alten Mann in Bauerntracht hinter sich stehen, dem eine einläufige Flinte von der Schulter hing. — Peter kannte ihn wohl. „Wann war das, Herr Heger?" fragte er. „Das war einige Jahre vor dem Preußenkrieg. Ich war damals Jungknecht da unten in dem Bauernhof, der mit seinen braunen Ziegeldächern mitten unter den Schindeldächern so groß herausschaut. Damals sind an der Cholera viel Leut gestorben." „Cholera? Was ist das?" fragte Koja dazwischen. „Eine böse Krankheit im Gedärm. Manchen

hat's in zwei Tagen umgebracht. Da war kein Haus, aus dem nicht ein paar Leut herausgestorben wären; in unserm Hof bin nur ich übergeblieben mit Vinzenz, dem kleinen Buben des Bauern, zehn Jahre war er damals alt. Heut ist er Wirt in Daschitz. Und da waren so viel Leichen und so wenig gesunde Leut zum Fuhrwerk und zur Arbeit, daß wir die Toten nur in seichte Gruben gelegt haben, mit Kalkmilch überschüttet und mit Sand gedeckt. — Ja. — Jetzt werden die Knochen auf den Kunietitzer Friedhof überführt." Der alte Mann wandte sich zum Gehen. „B'hüt euch Gott, Kinder." — Peter erwiderte seinen Gruß. Dem Koja aber schnürte etwas die Kehle zusammen. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Trotz seiner Jugend hatte er den Zusammenhang erfaßt. Er stand am Grabe seiner Großeltern väterlicherseits; und sein Vater hatte als kleiner Bub Mutter und Vater verloren. Nachdenklich nahm Koja einen Totenschädel auf; der war vielleicht von seiner Großmutter väterlicherseits. Stille legte er ihn zurück.

Ein Grauen, als hafte an dem gebleichten Gebein noch etwas von der mörderischen Krankheit, trieb ihn fort; Peter folgte ihm schweigend. Als sie aber in den wirklichen Wald kamen, wo das Himmelslicht durchs Gezweig der hohen Föhren auf die saftiggrünen Moospolster des Bodens niedersickerte, fiel die Wehmut von den Knaben; Peter, der als armer Bub gewohnt war, jedes Stück Holz, jeden Föhrenzapfen aufzuklauben und heimzutragen, begann morsches Reisig zu brechen. Er stopfte Holz und Zapfen in seinen Sack, den er über die Schulter warf. Ohne auf die Richtung zu achten, kamen sie zu der breiten Waldstraße, die von hellgelb leuchtendem Besenginster gesäumt war

und schnurgerade emporführte zur Ruine Kunietitz. Sie überquerten die Straße und stöberten weiter am Nordhang gegen Osten vordringend. So kamen sie auf einen alten Holzschlag, dessen Boden mit zahllosen Erdbeerstauden bedeckt war; da gab es mitten unter den weißen Blütensträußen schon einzelne halbreife Früchte. In einer seichten Bodenmulde trat eine stille Quelle zutage, die bald wieder im Sande versickerte. Sie war umwuchert von kriechendem Pfennigkraut, dessen hellgelbe Blüten mit dem zarten Blau der Vergißmeinnichtstauden gar lieblich zusammenstimmten. Hier bildeten üppige Brombeerbüsche dunkle Lauben; und hohe Stauden von Goldschopf, Dosten und Spierstauden waren umgaukelt von großen gelben, schwarzgepunkteten Schmetterlingen, deren Flügel auf der Unterseite grünsilberige Streifen hatten. In der Luft war ein Klingen vom fernen Grillengezirpe und ein Summen von ungezählten Bienen. Heiliger Friede ringsum.

Gegen die wieder sichtbar gewordene Burgruine zu stieg ein kahler Hügel an, von rotblühendem Heidekraut gesäumt und von ausgedehnten Rasenpolstern blühenden Thymians bedeckt. Der duftete gar würzig in der Sonnenwärme und lud zu wonnigem Rasten ein. Da lagerten sich die beiden Waldläufer, Koja teilte dem Peter und sich je ein Butterbrot zu und ließ den Kameraden aus der Kaffeeflasche trinken. Dabei schweiften ihre Blicke in die Runde. Wenige Schritte vor sich gewahrten sie auf einem flechtenbewachsenen Felsbrocken eine graue Eidechse, die ihren Leib flach an den sonndurchwärmten Stein gedrückt hielt. Meisen und Ammern, die in den Baumwipfeln des tiefer liegenden Waldes zwitschernd ihr Wesen trieben, lenkten die Auf-

merksamkeit der Knaben von der Eidechse ab. Zwischen den hohen Föhren aber zog sich ein breiter Schlag den Berg hinab, dessen Baumstrünke von schlanken Himmelbrandstauden mit lichtgelben Blüten überragt waren. Darüber hinaus war der Blick frei in die tief unten grünende Ebene, wo sich als silberig glänzendes Band die Elbe hinschlängelte, gesäumt von schmalen Baumbeständen und kleinen Ortschaften.

Peter wies in die flimmernde Ferne, wo Kirchtürme und Fabrikschlöte aus einem zarten Dunstschleier aufragten. „Dort liegt Königgrätz; und wenn die Luft sichtiger wäre, müßte man dahinter Berge sehen; immer höher und höher hinauf bis zum Riesengebirg, wo der Berggeist Rübezahl haust." Schon öffnete Koja den Mund, um vom Kameraden vielleicht ein neues Märchen vom Rübezahl zu erfragen, als Peter ihn mit der Linken am Handgelenke faßte und mit der Rechten auf einen hoch über den Baumkronen kreisenden Vogel zeigte; der kam jetzt im Gleitflug näher, die langen schmalen Flügel regungslos ausgebreitet: „Ein Falk! Ein Falk!" Eine Kette Rebhühner schwirrte vom Feld unten heran, fiel ins Heidekraut ein und barg sich darin bis auf einen Nachzügler, der mit hastigen Schlägen seiner breiten kurzen Flügel folgte. Schon hatte das Rebhuhn den Boden berührt, da stürzte der Falke mit zurückgelegten Schwingen auf sein Opfer nieder, breitete plötzlich über ihm die Flügel aus und schlug seine gestreckten Fänge in den Rücken des Huhnes. Gleichzeitig sprangen die Knaben auf und eilten schreiend dem Rebhuhn zu Hilfe. Da ließ der Räuber von seiner Beute und strich nach rechts hin ab; er flog auf das hochragende Gemäuer der Burgruine zu und verschwand

in einer Mauerlücke des Turms. Mit gestreckten Beinen lag das Rebhuhn zuckend auf dem Boden und schlug mit dem Kopfe hin und her, während sich der Sand unter ihm vom rieselnden Blute färbte. Peter faßte es mit sicherem Griff unter den Flügeln und preßte ihm die Brust zusammen. Koja wollte ihm wehren. Das Huhn öffnete den Schnabel weit, daß die Zunge sichtbar wurde, streckte den Hals und rührte sich nicht mehr. „Je g'schwinder es stirbt, desto besser," sagte Peter und steckte die willkommene Beute zu den Föhrenzapfen und dem gesammelten Bruchholz in den Sack. Im Weitergehen wurde er immer fröhlicher, immer gesprächiger. Er freute sich, daß der Falke für ihn gejagt hatte und erzählte Koja, in alten Zeiten hätten die Ritter da droben auf der Burg zahme Falken gehalten, die für sie jagten.

Er schwatzte flüsternd fort und ließ seine Augen herumgehen, als gäb's jetzt und jetzt wieder irgendeine Beute mitzunehmen. Die Knaben überschritten den Kamm des Höhenzuges und gingen langsam den bewaldeten Hang hinunter heimzu. Manchmal brachen sie durch den lockeren Sandboden ein, der von Kaninchenbauen unterhöhlt war. Peter musterte jede Einschlupfröhre, ob sie befahren oder verlassen sei; er hatte das Jagdfieber. Er erzählte dem aufmerksam horchenden Koja vom Ausgraben der Hamster in den Feldern, das er mit dem Vater zur Winterszeit an frostigen Tagen betrieb, wenn die Hamster schliefen. Da hoben sie nicht nur die Nager aus, sondern auch Kornvorräte, die von den Hamstern zusammengetragen waren, ein Hühnerfutter, das nichts kostete. Die Hamsterfelle aber kaufte der Kürschner in Pardubitz und zahlte sie gut, weil es

haltbare Winterbälge waren. So kamen die Knaben in eine verlassene Sandgrube, in deren feste Böschung Kaninchenlöcher waren; sie zählten deren sieben. Beim Näherkommen gewahrten sie ein sandfarbiges Kaninchen, das mit dem Kopfe in der Röhre stak, als wollte es gerade einschlafen. Peter ließ seinen Sack sachte zu Boden gleiten, drückte mit ausgestrecktem Arm gegen Kojas Brust, er solle zurückbleiben, und schlich sich ganz leise an. Mit klopfendem Herzen und angehaltenem Atem achtete Koja auf jede Bewegung des Kameraden. Jetzt war er nur noch zwei Schritte vom Ziel, jetzt bloß einen, aber wenn das Kaninchen nur einen Ruck tat, war es ihm entschlüpft. Das schien indessen den Feind nicht zu hören. Da neigte sich Peter vor; mit einem Griff hatte er das Tier bei den Hinterläufen und riß es empor. Das Kaninchen rührte sich nicht, zappelte nicht. — „Das — ist — ja — tot!" — Peter mußte hell auflachen. Er wendete das Kaninchen hin und her und zeigte dem Kameraden das angetrocknete Blut im Felle der linken Rückenseite. „Das hat g'wiß ein Wilderer angeschossen, wohl in der Nacht; da ist es ihm entwischt und ist vor der Röhre eingegangen." Er beroch es und ließ es in den Sack gleiten. „So ein Glück! Die Mutter wird eine Freud' haben. Die wird's in die Beiz legen wie einen Feldhasen und am nächsten Sonntag in einer langen, langen Soß auf den Tisch bringen mit Semmelknödeln." Er schmatzte in der Vorfreude des Schmausens. Wenn Peter auch nur einen toten „Hasen" mit der Hand gefangen hatte, Koja konnte nicht umhin, ihn anzustaunen. Der Holzklauberbub aber hatte bei der Geschichte kein reines Gewissen. Er trachtete aus dem Walde hinauszukommen. Nach allen Seiten hor-

chend, ob nicht etwa der Heger oder der Revierförster unterwegs sei, eilte er den Hang hinunter bis inmitten eines Jungholzes der Blick aufs Feld wieder frei wurde. Das war schon herüben, wo das Pardubitzer Schloß und der „Grüne Torturm" aus der Ebene grüßten. Hier ließ er aufatmend den Sack zu Boden gleiten. „Was bist denn so gerannt?" fragte Koja. „Pst, nicht so laut, die Jäger brauchen's nicht zu wissen, was ich im Sack hab'. Sie täten mir's wegnehmen." — „So?" fragte Koja. Peter aber raunte ihm zu: „Sei doch still!" Sein scharfes Auge hatte schon wieder etwas erspäht, das ihn reizte. Er deutete mit der Hand nach einer Föhre am Waldrand jenseits des Jungholzes. Da gewahrte Koja auf dem untersten Ast ein dunkelbraunes Eichhörnchen, das ein Männchen machte und herüberspähte. Peter warf dem Kameraden den Sack über die Schulter und ging gegen den Baum vor: „Ich fang's!" — „Das gibt's doch nicht!" wendete Koja ungläubig ein. Das Eichhorn setzte sich in Bewegung. Es lief bis zum dünnen Ende des Astes und schwang sich in flachem Bogensprung zum Aste des Nachbarbaumes hinüber. Und so immer weiter den Hang abwärts, während die Knaben ihm folgten. Und wenn es auf einem Aste stillestand, brachte Peter es wieder in Bewegung, indem er mit einem aufgelesenen Stein an den Stamm schlug.

Einmal warf er darnach, traf aber daneben. Da wurden die Bewegungen des geängstigten Tieres immer hastiger. Außer Atem langten die Verfolger am unteren Waldrande an, wo das Grün einer Wiese hereinschimmerte. Hier standen die Bäume einzeln und waren schwächer; das Eichhorn mußte lange Sprünge durch die Luft wagen, um von Baum zu Baum zu gelangen.

Wären nicht die Buben hinter ihm gewesen, es wäre sicher umgekehrt. Da, ein Sprung, und es landete in der mageren Krone einer kaum armdicken Birke; es lief bis zum äußersten Ende eines Zweiges, der sich unter seiner Last niederbog. Es zögerte, ob es den weiten Sprung zum nächsten wagen sollte oder nicht. Da erschütterte Peter mit beiden Handflächen das Stämmchen. Das Eichhorn fiel zu Boden. Ehe es sich zur Flucht aufraffte, war Peter schon dabei und bedeckte es mit seinem Filzhut.

Koja, der vom Jagdeifer des Kameraden mitgerissen war, stolperte über einen Baumstrunk und purzelte mit seinem Sack hin. Nun kroch er auf allen Vieren zu Peter, der ihn mit triumphierendem Lächeln empfing: „Ich hab's!" Während er mit der Linken den Hut niederdrückte, schob er die Rechte unter dessen Rand. Da huschte das Eichhörnchen hervor. Peter aber erwischte es bei einem Hinterfuß. Mit ärgerlichem Pfauchen und Murren krümmte es sich zusammen und verbiß sich im Handgelenk des Angreifers so, daß er es mit einem gellenden Schmerzensschrei losließ. Die Buben sahen dem Hörnchen nicht nach, wohin es verschwand. Denn aus Peters Wunde schoß ein Blutstrahl hochauf wie ein Springborn. Es nützte nichts, daß er sich einen Ärmel vom Hemde riß und mit Kojas Hilfe um das Handgelenk wand; das Blut quoll unaufhörlich darunter hervor. Nach wenigen Schritten taumelte der Verwundete

und setzte sich ins Heidekraut. Koja kniete zu ihm hin und weinte laut in seiner Ratlosigkeit.

Da stand plötzlich wie aus dem Boden geschossen der Waldheger mit seinem braunen Jagdhund vor den Buben: „Wer hat da so geschrien?" — „Der Peter; ein Eichkatzel hat ihn gebissen." — Der Jagdhund beschnupperte den Boden. Jetzt erst sah der Heger das rieselnde Blut. „Da muß eine Schlagader durch sein." — Eilig nahm er das Zündhütchen vom Schloß seiner Flinte, ließ den Hahn niederschnappen und legte die Waffe ins Gras. Dann beugte er sich über den armen Peter, zog ihm die Jacke aus und knöpfte die Hosenträger los, die aus Hanfgurten bestanden. Damit umwand er den entblößten Unterarm oberhalb der Wunde und knotete den Verband. Er schnitt einen daumendicken Pflock aus einem Eichenbusch und steckte ihn unterhalb des Knotens durch den Verband, unbekümmert um das Stöhnen des Verwundeten. Dann drehte er ihn einmal herum, daß die Gurten straff angezogen wurden und band den Pflock der Länge nach an den Arm. Jetzt erst nahm er den ersten Verband ab. Die Wunde wurde sichtbar. Es waren zwei schmale Schnitte einander gegenüber, aus denen das Blut nur noch sickerte. Er holte aus der Westentasche einen Lappen Feuerschwamm, in den er seinen Stahlbügel und Feuerstein gewickelt hatte, riß davon die Hälfte ab, legte sie auf die Wunde und band sie mit der Rebschnur fest. Dann hob er Peter, der wie schläfrig zusammengeklinkt und ganz bleich geworden war, empor, setzte ihn sich auf den linken Oberarm, daß ihm dessen Kopf auf die Schulter zu liegen kam, warf den Holzsack hinter einen Busch und wandte sich zum Gehen. Dem Koja gab er den Befehl: „Du

tragst mir die Flinte; die tät mich irren." — Während der Heger auf einem Feldrain einem Fahrweg zustrebte, folgte ihm Koja; alle Angst um den Kameraden war von ihm gewichen. Er kam sich sehr wichtig vor und war so stolz wie noch nie in seinem Leben. Ein Traum des kleinen Gernegroß war in Erfüllung gegangen. Er trug nun eine richtige Flinte wie ein Jägersmann, und die war schwer, daß er unter ihrer Last bald zu schwitzen begann. Was hatte er heute alles erlebt! Seine kindliche Seele war voll der Ereignisse und er freute sich schon aufs Erzählen daheim. Plötzlich wandte sich der Heger um. Er pfiff dem Hund, der schnupperno beim Sack zurückgeblieben war. „Was der Hund dort spüren mag?"

Vertrauensselig begann nun Koja dem freundlichen Alten zu erzählen, was Peter im Walde erbeutet hatte. Als der Heger die Geschichte vom Falken vernahm, sagte er verächtlich vor sich hin: „Unsereins tät kein Hendl essen, das ein Falk geschlagen hat; es gehört schon ihm! Die Leute in der Ziegelei sind nicht heikel." — Anders äußerte er sich übers Kaninchen: „Eigentlich sollt' ich ihm's wegnehmen. Aber ich denk, der Jagdherr tät ihm's schenken, weil der Bub in der nächsten Zeit ein ordentliches Essen braucht. Er hat viel Blut verloren." — Das Hetzen des Eichhorns erregte aber seinen Unwillen. „— ein Lausbub ist er, der Peter! Gierig ist er aufs Wild, ein richtiger Wild-Fang! Kannst ihm's ausrichten, wenn er wieder zu sich kommt. In den Wald darf er mir nimmer; wenn er größer wird, schon gar nimmer; er könnt' sich das Wildern angewöhnen." — Da begann Peter, der nur matt aber nicht bewußtlos gewesen war und alles mit angehört hatte, zu wimmern:

„Ich rühr' kein Wild mehr an, ich bitt . . ." — „Ah, du willst sagen, du hast heut genug gekriegt! — Flenn jetzt nicht; wir zwei reden ein andersmal darüber." — Da verlegte sich Koja aufs Bitten: „Darf ich ihm den Sack nachbringen zu seinen Leuten?" — „Meinetwegen; er ist ja ein Verwundeter."

Nach einer halben Stunde Weges langten die drei vor der Hütte des Besenbinders an, der, seine Pfeife zwischen den Zähnen, damit beschäftigt war, Birkenreiser in einem Trog einzuwässern, die ihm sein Weib zureichte. Der hatte kaum erfahren, was geschehen war, als er seinen Schubkarren aus dem Schuppen zog, den armen Peter draufsetzte und ihm Stroh unter den Nacken schob. Dann warf er sich das Scheibbandl über den Nacken. „Ich bring den Buben nach Pardubitz zum Doktor. Im Vorbeifahren sag ich seinen Leuten, was los ist." — „Und nehmen S' ihnen gleich die Angst; wenn der Bub richtig verbunden wird und dann ein paar Wochen gutes Futter kriegt, wird ihm der Aderlaß nix machen. Daß der mir kein zweitesmal dem Wild nachgeht, des bin ich sicher."

Koja winkte dem Gefährten nach, aber Peter dankte ihm nur mit einem schwachen Lächeln. Als der Heger seine Flinte wieder an sich genommen hatte, legte er die Rechte auf Kojas Schulter: „Richt' der Großmutter einen Gruß von mir aus; und ich laß ihr sagen, sie soll sich um einen anderen Kameraden umschaun für dich. Du könntest vom Peter mehr lernen als ihr lieb wär." — Der Bub nickte. Dann setzte er sich in Trab, um Peters Eltern den Sack zu bringen.

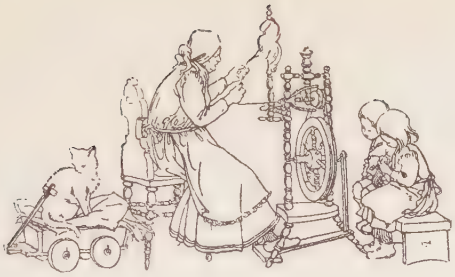
Als Koja in der Schmiede anlangte, bekam er zunächst von der Großmutter ein halbes Dutzend Ruten-

streiche dafür, daß er so lange über Mittag ausgeblieben war, dann erst wurde das Essen für ihn gewärmt. Bei der späten Mahlzeit, die er mit Heißhunger verzehrte, vergaß er die Hiebe und kam ins Erzählen. Das Letzte zuerst, schilderte er alle Vorgänge, und hätte vielleicht auch des Hegers Warnung wiedergegeben. Aber die Großmutter kam ihm zuvor: „Merk' dir's, ich duld' es nimmer, daß du mit dem roten Peter herumstreichst. Der macht ja keinen Unterschied zwischen Mein und Dein." — Als Koja den armen Kameraden heimlich besuchte, wußten seine Leute nicht, ob er am Leben bleiben werde. Und es war ihr Einziger. Sein bleiches Gesicht war noch flacher, seine Nase spitzer, seine Sommersprossen auffälliger, seine Lippen schmäler wie sonst. Viel Milch sollte er trinken, und sie waren doch nur arme Ziegelofenarbeiter. Das erzählte Koja der Großmutter, und sie zankte nicht, daß er den Kranken besucht hatte. Sie hatte Erbarmen mit dem Schlingel und schickte ihm von da an durch Koja täglich einen Topf Milch. — Und das half.

Ehe drei Wochen vergingen, war Peter so weit, daß er wieder zur Schule trabte.

Und nach einer weiteren Woche war er schon ganz der Alte, zu dummen Streichen wieder aufgelegt wie vordem. Und nun freute er sich auf die Kirschenernte. Koja erbettelte bei der Großmutter die Erlaubnis, den Peter zum Pflücken einzuladen, wenn die Schwarzkirschen reif würden.

„Meinetwegen," entschied die Großmutter. „Was ganz oben hängt an den Wipfelzweigen, soll für die Arbeit ihm allein gehören. Von uns käm' ja ohnedies niemand so hoch hinauf."



Die Großmutter erzählt:

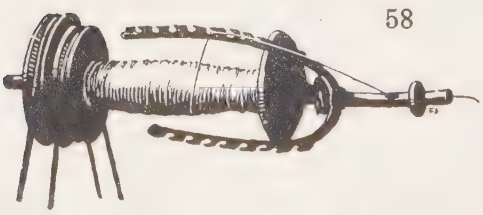
Seit Koja die Menschenknochen in der Sandgrube gesehen hatte, quälte er die Großmutter, sie sollte von der alten Zeit erzählen, als der Vater noch ein kleiner Bub war. Nur hatte sie immer etwas anderes zu tun.

Am Nachmittag eines naßkalten Tages aber, während draußen der windgepeitschte Regen an die Fensterscheiben trommelte und die Stube verfinsterte, trug die Großmutter das Spinnrad aus der Kammer in die Wohnküche, steckte ein Bündel gelben, seidenglänzenden Flachses an den Rocken und setzte sich im Ofenwinkel zum Spinnen zurecht, wo es heimelig war, wenn auch im Herde kein Feuer brannte. Seine Kacheln kühlten nie ganz aus. Da zupfte Koja Agi am Jackenärmel und drängte sie zur Großmutter hin. „Geh du bitten, daß sie erzählt." — Agi tat ihm den Willen, und die Großmutter sagte zu.

Die Kinder setzten sich zusammen auf den Schemel zu Füßen der Großmutter, Agi nahm ihren Strickstrumpf vor, und so warteten die beiden; die Großmutter aber ließ sich Zeit. Umständlich entnahm sie der ledernen Schlüsseltasche, die an ihrem Schürzenband

hing, ein Stück Süßholzwurzel,* schnitt davon ein paar Fasern für die Kinder ab, schob sich selbst ein Faserbündel in den Mund und begann es zwischen den zahnlosen Kiefern zu kauen, um genug Speichel zum Benetzen des Fadens zu haben. Dann schob sie sich das Spinnrad näher, legte die beiden Treibschnüre auf, so daß die eine vom Schwungrad über den Wirtel der Spindel lief und die zweite den Wirtel der Spule innerhalb der Spindelflügel drehen konnte, trat versuchsweise auf das Trittbrett und ließ das Spinnrad leer laufen. Dabei strich sie wie liebkosend mit der Linken über die laufenden Schnüre, um deren Spannung nachzuprüfen. Sie netzte Zeigefinger und Daumen der Rechten an der Unterlippe, zog vom Rocken etliche Flachsfasern herab, zwirbelte sie zu einem Faden und dann brachte sie das Rad durch einen Druck der Linken zum Stehen. Und nun tat sie etwas Wunderliches. Sie zog den Faden zu einer Spitze aus und führte ihn durch den hohlen Spindelkopf, der wie eine Pfeife aussah, weil er an der Seite durchlocht war; dann zog sie ihn durch ein Häkchen des Spindelflügels und wand ihn um die Spule. Die Kinder verwandten keinen Blick von den Händen der Großmutter. Wie das Spinnen zustandekam, war ihnen bisher ein Geheimnis gewesen. Agi wies auf den Spindelkopf: „Warum muß denn der Faden da durch?" — „Damit er mitgedreht wird, wenn sich die Spindel dreht; muß doch ein Zwirn daraus werden." — „Und warum muß er durchs Häkchen?" — „Das erste Häkchen führt ihn, daß er erst am Ende der Spule

*Wurzel eines Schmetterlingsblütlers (Glycyrrhiza glabra) beliebtes Heilmittel gegen Verschleimung. Eingedampfter Süßholz-Extrakt ist der bei Kindern beliebte „Bärendreck"



aufgewickelt wird; das zweite Häkchen wird ihn später weiter führen, das dritte noch weiter, die Spule entlang, bis sie voll ist." Die Großmutter neigte sich herab und wies auf die zwei Wirtel, über welche die beiden Treibschnüre liefen. „Schaut sie euch gut an: der Wirtel der Spule ist kleiner als der Wirtel der Spindel. Darum muß sich die Spule geschwinder drehen als die Spindel mit ihren zwei Flügeln, damit sie den Faden aufwickle." Sie setzte durch Treten das Schwungrad wieder in Bewegung. Und richtig geschah es, wie sie es gesagt hatte. Der von ihrer Rechten vom Rocken herabgezogene leicht gezwirbelte Faden wurde zu einem dünnen Zwirn, surrend drehten sich die Flügel der Spindel, aber schneller noch drehte sich die Spule, und so spannte sie den Faden; dieser wickelte sich in schöner Regelmäßigkeit auf die Spule. Von Zeit zu Zeit hob die Großmutter den Faden mit der Linken ganz sachte aus der Führung eines Häkchens und ließ ihn unter das nächste schlüpfen. Ein Weilchen sahen die Kinder schweigend zu. Sie hatten alles andere vergessen. Koja glitt vom Schemel und betrachtete sich das Spinnrad von unten auf. Er sah das schräge Brettchen, welches unter der Ferse der Spinnerin mit einem Ende auflag, und dessen anderes Ende durch die Fußspitze auf und ab bewegt wurde. Von seinem oberen Ende langte die Schubstange wie ein Arm zur kleinen Kurbel hinauf, die gleich einer Hand die Achse des Schwungrades in Bewegung setzte; und Koja begriff, daß die Schnüre, die über das große Rad liefen, oben die viel kleineren Wirtelrollen in viel schnellere Drehung versetzten. Es war so einfach und doch so wunderbar. Da sprach Agi aus, was Koja sich soeben dachte: „Das muß ein gescheiter Mensch gewesen sein, der das

Spinnrad gemacht hat." — „Mehr geschickt als gescheit," versetzte die Großmutter. „Ausgeklügelt hat er sich's nicht; das haben andere vor ihm so nach und nach ausgedacht; wer weiß wer, wer weiß wann, in alter Zeit.

Meine Mutter in Lan, also eure Urgroßmutter, hat ein Spinnrad besessen, das noch kein Trittbrett und noch nicht die Spule auf der Spindel hatte; das mußte mit der linken Hand gedreht werden, während die rechte den Faden spann und ihn der Spindel zuführte. Da war es viel schwerer, einen dünnen Zwirn zu spinnen. Noch viel früher, in der Zeit, von der das Dornröschen-Märchen erzählt, gab es überhaupt keine Spinnräder. Da hat die Spinnerin die Spindel stehend tanzen lassen auf dem Fußboden, wie es die Kinder noch machen, wenn sie einen Knopfkreisel treiben; sie hat die Spindel, die mit einer Wirtelscheibe beschwert war, mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand zum Drehen angetrieben, während die linke den Faden von der Kunkel gezogen hat. Und so oft die Spindel, die den Faden aufgewickelt hatte, sich langsamer drehte, hat sie ihre Spitze geschickt abgefangen und ihr mit Daumen und Zeigefinger einen neuen Antrieb gegeben. — „Aha," warf Agi ein, „und an einer Spindelspitze hat sich Dornröschen gestochen?" — Die Großmutter nickte. „Und den Kunkelstab mit der Flachspuppe hielt die Spinnerin eingeklemmt zwischen Brust und Oberarm." — Sie wies zum Rocken hinauf: „Da haben wir's bequemer: die Kunkel ist dem Spinnrad aufgesteckt, zur Spindel braucht die Spinnerin sich nicht zu bücken und hat beide Hände frei für den Faden."

Die Kinder hatten sich am Spinnrad satt gesehen und schauten nun erwartungsvoll zur Großmutter auf. Sie

las die Bitte in ihren Augen und begann zu erzählen:

„Es ist schon lange her, da gab es in unserer Gegend noch keine Zuckerfabriken, aber in jedem Bauerngarten standen Bienenkörbe. Daraus hatten wir den Honig zum Süßen des Kaffees; der kam nur an Sonntagen und Feiertagen auf den Tisch. Wir buken aber auch Lebkuchen aus Brotmehl; das war mit Honigwasser geknetet. Und manche Bauern mengten Honig mit Wasser, ließen ihn in der Wärme gären und dann wurde Met daraus, der schmeckte wie süßer Wein. Heutzutage bekommt man den Met wohl nur mehr beim Lebzelter. Damals waret ihr noch lange nicht auf der Welt. Eure Mutter war noch ein kleines Mädel und euer Vater ein kleiner Bub und keines wußte etwas vom anderen. Eures Vaters Eltern waren droben im Sanddorf am Waldrand reiche Bauern; sie hatten den großen Hof am Rande des Waldes; und von dem Wald gehörte ein schönes Stück ihnen. Sie hatten zehn Kühe im Stall, vier Pferde und eine Menge Hühner und Gänse. Zum Hof gehörten auch große Wiesen und Felder. Als euer Vater zehn Jahre alt war, kam das große Sterben ins Land, die Cholera. Davon wurden die Menschen so matt wie Fliegen im Winter und starben dahin; da wurden viele Bauernhäuser leer. Auch eurem Vater sind damals die Eltern gestorben, zwei Tage nach der Erkrankung, eins mit dem andern. Ein Nachbar, ein armer Bauer, hat den Hof übernommen und ist dem kleinen Vinzenz Vormund geworden. Er sollte für ihn sorgen statt Vater und Mutter. Er hat den Hof gut verwaltet, hat gut gesorgt fürs Vieh. Aber den Vinzenz hat er nicht mehr in die Schule geschickt; damals war ja noch kein Schul-

zwang. Er hat ihn zum Hüten der Kühe und Pferde gebraucht. Der kleine Hirt hat müssen im Stall übernachten mit einer alten, griesgrämigen, grauhaarigen Kuhdirn. Die war zu ihm so gut, als sie es konnte: sie tätschelte ihn und gab ihm Schmeichelnamen, manchmal auch einen Schluck aus ihrer Schnapsflasche. Wenn sie aber betrunken war, bekam er Schimpfnamen und Schläge dazu. So wuchs er unterm Gesinde auf.

Damit niemand sagen könnte, der Vormund hätte den Vinzenz nichts lernen lassen, hat er ihn als Dreizehnjährigen ‚auf Tausch' in eine deutsche Gegend gegeben. So hat euer Vater ein Jahr in Hernskretschen* an der Elbe zugebracht bei dem Wirt, den sie den ‚Deutschen Michel' heißen. Dort hat er mitgeholfen, erst beim Eßzeugputzen, dann beim Bieraustragen und hat auch Manieren gelernt.

Als er heimkehrte, wurde er Jungknecht bei seinem Vormund. Er hat in der Gesindestube gesessen, im Pferdestall geschlafen und ist mit dem Altknecht beim Sand- und Schotterführen in vielen Wirtshäusern herumgekommen."

Da fragte Agi dazwischen: „Warum hat ihn der Vormund zu einem Wirt in eine deutsche Gegend geschickt? Er hätte ihn ja auch können in Pardubitz zu einem Wirt in die Lehre geben?" — „Da muß ich weiter ausholen, damit ihr Kinder das versteht. Nach Hernskretschen, ganz nahe hinter der sächsischen Grenze, sind schon damals viel Leute gekommen aus anderen Ländern. Dort, wo die Kamnitz in die Elbe fließt, gibt es nämlich Sandsteinfelsen, die so wunderlich märchenhaft gestaltet sind,

*Am rechten Ufer der Elbe, an der Mündung der Kamnitz, die aus dem romantischen Elbesandsteingebirge kommt (böhmisch-sächsische Schweiz)

daß es sich den Leuten lohnt, hinzufahren, um sie anzustaunen. Manche Gäste haben wenig deutsch verstanden, andere gar nichts. Es sind auch Tschechen hingekommen. Da hat der Wirt wollen, daß sein Sohn zuerst einmal tschechisch lernt, damit er sich zunächst mit den Gästen aus dem benachbarten Böhmen verständigen könnte. Und er hat einen Brief geschrieben an unseren Bürgermeister, ob da ein Bauer wäre, der ihm auf ein Jahr den Sohn für seinen Buben in Tausch geben möcht', so daß der Wirtssohn hier tschechisch, der Bauernsohn dort deutsch lernen würde, ohne daß es die Eltern etwas kostete. Da ist der Vormund des Vinzenz auf den Tausch eingegangen. Ein Kellner hat den Wirtssohn herbegleitet und den Vinzenz mit sich hingebracht nach Hernskretschen. Der Vormund hat dann den Sohn des deutschen Wirtes so gut gehalten, wie sein eigenes Kind, besser als den Vinzenz. Und dem Vinzenz ist es beim ‚Deutschen Michel' auch besser gegangen wie zu Hause. Es waren liebe, gute Menschen, die ein Gewissen gehabt haben fürs fremde Kind. Das Kinder-in-Tausch-geben war damals noch viel mehr Brauch als heutzutage; die Leute haben ganz richtig gedacht: Wenn die Menschen von da und dort zusammenkommen und einander verstehen, machen sie miteinander leichter Geschäfte, einer dient dem andern, einer hilft dem andern, und beiden ist geholfen. Ob Maria Theresia und Kaiser Josef auch so gedacht haben oder ob sie uns alle haben deutsch machen wollen, weiß ich nicht. Sie haben in unserem Dorf und in den Nachbardörfern vereinzelt deutsche Bauern angesiedelt, mitten unter den tschechischen Bauern; noch erinnern die deutschen Namen daran: Meier, Schulz, Reuter, Pfleger. Die deutschen Ansiedler waren fleißige

Menſchen. Sie haben ſich mit den tſchechiſchen Bauern gut vertragen und haben tſchechiſch gelernt. Ihre Töchter ſind die Frauen tſchechiſcher Bauern geworden. Und die Söhne der deutſchen Bauern haben tſchechiſche Bauerntöchter geheiratet. Die Kinder haben dann tſchechiſch geſprochen; es war ja die Sprache der Mutter

und die Sprache der Leute rundherum. — Der Großvater meines Mannes, der alte Sonnleitner, ist auch als deutscher Bauer eingewandert, sein Enkel aber hat nicht mehr deutsch gekonnt und hat mich geheiratet, eine geborene Puhlovská. Und als wir im Krieg mit den Preußen — das war im Sechsundsechziger Jahr — die deutschen Soldaten als Einquartierung hier gehabt haben, waren sie gegen uns Bauern so gut, als ob sie gar nicht Feinde gewesen wären. Sie plünderten nicht sie vergewaltigten nicht. Aber als dann die ungarischen Husaren gekommen sind, da ist es uns schlecht ergangen. Die sind zwar mit unsern Soldaten unter einem Kommando gewesen, aber sie haben bei uns gehaust wie die Wilden. Ja — die Magyaren waren bös." — Die alte Frau seufzte tief auf.

Enttäuscht schaute Koja zur Großmutter auf. Was sie erzählte, war keine Geschichte nach seinem Sinn. Das merkte sie und fragte unvermittelt: „Kinder, wollt ihr ein Märchen hören, ein Märchen vom Rübezahl?" — Freudig nickten die Geschwister und die Großmutter erzählte ihnen das Märchen vom Rübezahl und dem Klöppelhannes, dem kleinen Holzklauberbuben. Im Riesengebirge war's, unweit der Schneekoppe. Da hat der kleine Hannes einem alten Mann aufgeholfen, der unter seiner Holzbürde zusammengebrochen war. Das war aber der Berggeist in einer seiner mannigfachen Gestalten. Und er hat dem kleinen Hannes einen Fichtenwipfel mit Zapfen gegeben. Die haben sich in lauteres Gold verwandelt." — Die Großmutter spann das Märchen reichlich aus, und die Kinder waren in ihrer Seligkeit*.

*) Ausführlich erzählt im Weihnachtsmärchen „Rübezahl und Klöppelhannes" mit Bildern von F. Kutzer, Wien, Deutscher Verlag für Jugend und Volk

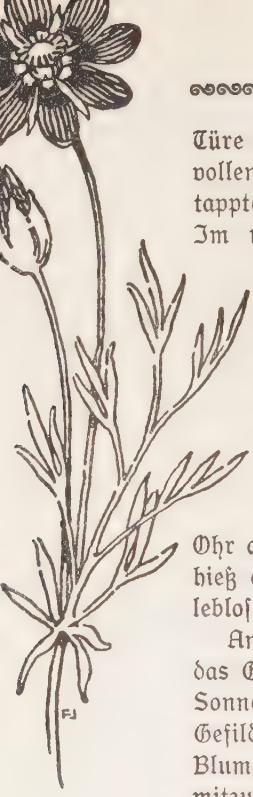
Im Spiel

Es ist nicht Kinderart, mit den Gedanken lange beim Fernen zu verweilen, gar wenn es ernst ist. Das Gegenwärtige zieht die Aufmerksamkeit auf sich, es erfüllt die Seele des Kindes.

Im Garten der Großmutter war ein junger Kirschbaum mit großen, frühreifenden Früchten bedeckt, die schon rote Bäckchen hatten, während der große Schwarzkirschenbaum noch kleine grünlichweiße Früchte trug. Agi und Koja hatten die Frühkirschen bald abgeerntet und hielten nun anderwärts Ernte. Am Waldrand wußte Peter einen Erdbeerbestand, den er Koja verriet. Der suchte nun jeden Nachmittag nach der Schule das Plätzchen mit der Schwester auf, um die nachreifenden Beeren zu pflücken. Lerchen jubilierten hoch in den Lüften, Grillen zirpten in den Kornfeldern, die mit grellrotem Klatschmohn und dunkelblauen Kornblumen durchsetzt waren. Es war ein freudenreiches Wandeln in klingender, prangender, duftender Schönheit.

Und Vorsommerstimmung war auch in der Dorfschule. Alle Fenster weit offen, draußen Vogelgezwitscher und drinnen heller Sonnenschein!

Auch jetzt, wo das Wetter andauernd schön war, verbrachten viele der Auswärtigen die Mittagspause in der Schule, um der Unterhaltung willen. Nachlaufen-Spielen, Hahnenkämpfen, Schwammschupfen, Blindekuhspielen, Drittenabschlagen im Schulhof, das waren Belustigungen, um derentwillen die Kinder gerne auf den Teller warme Suppe verzichteten. Das liebste Spielzeug verwegener Buben aber war der Ziehbrunnen vor dem Schulhaus. Wußten sie den Lehrer beim Mittagmahl, so schlich sich einer zum Brunnen, drehte an der Kurbel, ließ den eisenbeschlagenen Eimer hinab, bis er klatschend den Wasserspiegel berührte und sich füllte, wand den vollen Eimer wieder herauf und sprang plötzlich zur Seite. Und während der schwere Wassereimer das um die Winde aufgerollte Seil zum raschen Abwickeln brachte und immer schneller in den Brunnen hinuntersauste, drehte sich die Kurbel mit zunehmender Geschwindigkeit zurück; dann platschte der Eimer unten auf den Wasserspiegel. Und das Spiel konnte von neuem beginnen. Die Gefahr, von der sich zurückdrehenden Kurbel getroffen zu werden, war das Reizvolle an diesem Spiel. Von den zaghaften Zuschauern für die Kühnheit bewundert zu werden, war das Ruhmvolle daran. Und wer beim Rücksprung im richtigen Augenblick die größte Ruhe zeigte, ohne auch nur den Kopf zur Seite zu ducken, das war unser Peter. In einer Mittagspause aber geschah es, daß der Oberlehrer unverhofft aus der



Türe trat, während Peter noch mit dem Aufwinden des vollen Eimers beschäftigt war. Erschrocken ließ der Ertappte die Kurbel los, versäumte aber den Rücksprung. Im nächsten Augenblick traf ihn die rücklaufende Kurbel aufs Schädeldach. Da schrien die Zuschauer kreischend auf und jeder fuhr sich mit den Händen nach dem Kopf, als gälte es, die eigene Hirnschale zu schützen. Peter knickte zusammen, warf die Arme empor und fiel nach hinten. Keine Wunde war an seinem Kopfe zu sehen. Aus der Nase und dem weit offenen Munde sickerte Blut. Er lag regungslos hingestreckt auf dem Rasen. Der Lehrer kniete vor ihm nieder und legte sein Ohr an die Herzgegend. Als er sich wieder aufrichtete, hieß er die Kinder in die Klasse gehen und trug den leblosen Peter in die Wohnung.

Am dritten Tage darnach gab ihm die ganze Schule das Geleite zum Kunietitzer Friedhof. Hell schien die Sonne auf den langen Trauerzug, der sich langsam durchs Gefilde dahinbewegte. Jedes der Kinder trug einen Blumenstrauß, um ihn dem toten Kameraden ins Grab mitzugeben. Aufdringlich schrill zirpten die Grillen, so oft das eintönige Murmeln der Gebete verstummte. Hie und da ließ von einem Baum herab eine Blaumeise den Ruf ihrer Aufregung vernehmen: „Zizi-täh, Zizi-täh!“ — Die Augen der Kinder schweiften über die weitgedehnten Mohnfelder, deren große Blumen in Weiß, Rot und Lila prangten, über die langen Streifen fleischroten Klees, die mit dem goldig blühenden Raps, den zartrosigen Esparsetten und den himmelblauen Flachsbreiten an jauchzender Schönheit wetteiferten. Wie helle Blutflecken leuchteten die „Brennende

Liebe"* und der grellrote Klatschmohn neben den dunkelblauen Kornblumen aus dem Halmgewoge der Getreidefelder. Fern am Rande des Gesichtsfeldes ragte der nadelspitze grüne Turm von Pardubitz, davor das Schloß auf breitem, mauerumgürteten Hügel. Von der anderen Seite her schaute der Kunietitzer Fels mit seinem Burggemäuer auf die Ebene nieder und wurde immer größer, immer deutlicher, je länger sie gingen. Da kam es wohl manchem Kinde zum Bewußtsein: „Ich sehe all das Schöne, ich lebe noch! Der tote Spielgefährte, er sieht es nicht mehr. Er liegt dort unter dem Deckel des lichtblauen Sarges, den die vier Ziegelarbeiter tragen." Kojas Augen füllten sich mit Tränen, und undeutlich, wie durch einen Schleier, sah er die bunte Farbenpracht der blühenden Felder; ihm war Peter mehr gewesen als den andern. Mit ihm hatte er an einem Waldläufertag mehr erlebt als sonst in einem Jahr. Als auf dem Friedhofe die Erdschollen von den Leidtragenden ins Grab hinabgeworfen wurden, schrie Peters Mutter immer wieder schrill auf, sooft der hohlliegende Sargdeckel unter den fallenden Schollen dumpf erdröhnte. Sie begruben ihr den Einzigen.

Nach der Bestattung wanderten Koja und Agi mit der Großmutter auf Feldrainen und an den tiefen Mulden der „Alten Elbe" entlang einen kürzeren Weg heim zu. Und immer müder wurden sie, immer stiller.

Noch in derselben Woche erschien der Brunnenmacher vor der Schule mit zwei Gehilfen. Sie räumten Welle, Kurbel und Wassereimer weg und senkten eine Pumpe in den Brunnen. Rings um das Pumpenrohr legten sie einen Deckel aus starken Bohlen auf die Kranzmauer

*Sommer-Adonis, ein rotblühendes Hahnenfußgewächs

des Brunnens. — Bald war der quietschende Brunnenschwengel ein beliebtes Spielzeug der Kinder.

Die Schwarzkirschen röteten sich und sie wurden reif. Beim Pflücken ging den Geschwistern der Peter sehr ab. Und was an den dünnen Wipfelzweigen hing, blieb den Amseln, den Staren, den Spatzen, Buchfinken und Ammern.

Sein und Schein

Es wurde Mittsommer. Die schlanken Halme des weithin wogenden Getreides waren gelb, sie nickten mit ihren kornschweren Ähren, sie rauschten und säuselten im Winde.

Die Ernteferien brachten Koja viel ungeahnte Freuden. Er durfte mit Nachbarskindern den Schnittern Essen tragen und bei der Heimkehr hoch auf den Garben sitzen, die auf schwankendem Leiterwagen zur Scheune geführt wurden. Und nach jedem Tag, an dem ein lauer Sommerregen die Erde getränkt hatte, weckte die Großmutter seine Schwester und ihn beim Morgengrauen. Da marschierte sie mit den Kindern aus. Und ihre beiden Katzen, die zarte lichte Bielka und der schwarze Tschertik*, sahen ihnen vom Fenstergitter aus nach, bis sie hinter den Alleebäumen der Königgrätzer Straße entschwanden. Sie führte die Kinder in den dunstigen Wald hinauf, um mit ihnen Schwämme zu sammeln. Den Korb am linken Arm, in der rechten das Messer, die Augen auf den Boden gerichtet, gingen sie vorgebeugt auf schwellendem Moose dahin; und wo ein Stein-

* Teufelchen

Pilz oder ein Föhrenpilz in ihrer prallen und steifen Protzigkeit dastanden, oder ein Nest gelber Eierschwämme sich von dem Grün des Mooses abhob, wurden die Pilze nahe am Boden abgeschnitten, damit die Schwammbrut nicht aus der Erde gerissen werde. So wollte es die Großmutter. Und die Stellen sollten sich die Kinder merken; nach der nächsten feuchtwarmen Nacht würden sie ebendaselbst schon wieder Schwämme finden, die aus dem Boden geschossen wären. Und wo ein junger Schwamm die Moosdecke emporhob, die er noch nicht durchbrochen hatte, halfen sie ihm zum Lichte und dann in den Korb. War das ein Wetteifer im Suchen und Finden, ein Jubeln und Jauchzen, wenn gleich drei, vier, fünf oder mehr Schwämme beisammen standen, da, da, dort auch einer und dort schon wieder einer! Wo ein grellfarbiger oder mißfarbiger oder gar stinkender Giftpilz stand, mußten sie ihn erst betrachten und dann mit den Schuhabsätzen seinen Standort aufreißen, damit seine Brut verdorre.

Eines frühen Vormittags, als die Körbe schon gegupft voll waren mit Herrenpilzen, Föhrenpilzen, Eierschwämmen und jungen, zarten, spröden „Bärenpran-

kerln" führte die Großmutter die Kinder zum Raſtplatz.

Dort waren drei von Aſtmoos dünn beſponnene Baumſtrünke, die am Waldrand nahe beiſammen ſtanden. Die Geſchwiſter mußten ſich ſo ſetzen, daß die noch nicht ſehr hoch geſtiegene Sonne über ihre Rücken hinweg ſchräg in die unzähligen Tauperlen hineinleuchtete, die noch an den Blatträndern der Gebüſche, an den nickenden Grashalmen und Riſpen hingen. Während den Kindern der Kaffee und die Butterbrote köſtlich ſchmeckten, irrten ihre Augen auf und ab und hin und her von einem Tautropfen zum anderen. Sie ſahen die Regenbogenfarben nacheinander aus den Tauperlen hervorblitzen; und ſie wollten von der Großmutter wiſſen: „Wie kommt das Gelbe und Rote und Grüne und Blaue in die Tropfen hinein? Sie hieß die Kinder aufſtehen und dieſelben Tropfen von der entgegengeſetzten Seite betrachten, der Sonne entgegen. Und nichts mehr war zu ſehen von der Farbenpracht. Sie war nicht da. Als Koja nun die Frage ſtellte: „Wie, Großmutter, wie ſind die Farben jetzt aus den Tautropfen weggekommen?", da verſetzte ſie: „Weggekommen? Ach, weggekommen ſind ſie gar nicht; ſie waren nämlich überhaupt nicht drin; das war nur ein Schein in unſeren Augen; das iſt nur ſo, wenn wir die Sonne hinter uns haben." Da war das Wort Schein zum erſtenmal in Kojas und Agis aufhorchende Seelen gefallen. „Und ſind die Tropfen ſo licht, ſo ohne Farbe, wie wir ſie jetzt ſehen?" forſchte das Mädchen. — „Ich weiß es nicht" ſagte die Großmutter, „vielleicht iſt das auch nur Schein." — „Und wie ſind die Tropfen wirklich?" — „Wie ſie wirklich ſind?" fragte ſie zurück. „Das weiß ich nicht. Das weiß wohl überhaupt niemand." Und als die Groß-

mutter die enttäuschten Gesichter der Kinder sah, sagte sie tröstend: „Wie die Dinge wirklich sind, das weiß kein Mensch; wir wissen nur, daß sie da sind." —

Nur dreimal hatte es die Großmutter nötig, mit den Geschwistern den Wald die Kreuz und die Quer zu durchwandern. Dann konnte sie daheim bleiben und Agi bei ihr. Koja kannte sich ja im Walde schon aus. Die Höhenstraße, welche die Königgrätzer Straße kreuzte und auf der Schneide des Bergrückens sanft zum Kunietitzer Berg aufstieg, durchschnitt ja den Wald der Länge nach; von ihr aus senkte sich der Boden nach links und rechts; da war es leicht, die Straße immer wieder zu finden. — So wurde Koja ein richtiger Waldläufer, der nicht nur Pilze fand, sondern auch allerlei Bekanntschaften machte mit gar lieben Waldbewohnern. Da gab es Kaninchen zu belauschen, die im Sandboden ihre Höhlen hatten, dort zwitschernde Meisen, dort wieder schimmernde Eidechsen. Aber nie mehr fiel es Koja ein, ein Eichhörnchen auch nur bei seiner Mahlzeit zu stören; er gönnte ihm seine Ruh und das Behagen und hatte seine Freude am Beobachten. Einmal sah er, wie eines den Hut eines jungfrischen Pilzes zwischen den händchenförmigen Vorderpfötchen hielt und das weiße Fleisch herausnagte, um schließlich die leergefressene Haut hinunterfallen zu lassen. Ein anderes ließ erst die Schuppen eines Föhrenzapfens nacheinander hinunterwirbeln, während es die Samenkörner herausknusperte; und dann warf es die Spindel zu Boden. Am Waldrand wußte er ein Goldammernest im Schutze eines Dornbusches, dicht im Bodengestrüpp; da belauschte er den brütenden Vogel, dessen Rücken rostfarbig und dunkel gestrichelt, sich kaum vom Gewirre abgestorbener Zweiglein und Blätter

abhob. Das Auge der Vogelmutter, die zuwartend sitzen blieb, schaute bittend und fragend zum Knaben auf; er fühlte sich vom Vertrauen des Vogels geehrt; er zog sich behutsam zurück, daß kein Zweiglein unter seinem Fuße knackte. Tag für Tag wiederholte er bei der Vogelmutter seine Besuche; er beobachtete, wie die vier jungen Vögel ihre graubeflaumten Köpfe auf den dünnen Hälsen emporreckten, wie sie die Käseschnäbelchen aufsperrten, wenn die Mutter von ihrem Beuteflug heimkehrte, um ihre Kinder mit allerlei Raupen zu füttern, die gleich kleinen Würstchen in ihrem Schnabel eingeklemmt waren. Nach und nach befiederten sich die Vogeljungen. Noch hatten sie kurze Schwänzlein und schon wuchsen ihnen die Schwingen. Da machten sie von Zweig zu Zweig ihre ungeschickten Flugversuche. Und Koja genoß die Auszeichnung, von der Alten als Gast und Zuschauer in der Fliegerschule geduldet zu werden. Sie war so ruhig, als wäre er gar nicht da. Ließ sich aber ein schwebender Falke am Himmel sehen, da lockte sie mit dringlichem Schnalzen ihre Kinder zum Nest, daß sie darin zusammenrückten, während die Mutter, durch ihre Waldstreufärbung dem Boden gleich, sich über ihnen aufpflusterte und ängstlich emporstarrte nach dem kreisenden Räuber, bis er im Gleitflug über den Baumkronen verschwand. — Tiefer im Walde hörte es Koja manchmal trommeln; und kam er näher, so war's ein rotbehaubter Specht, der einen dünnen Zweig durch Schnabelhiebe zum Schwingen brachte und dann die Schnabelspitze dagegen hielt, daß es klang wie: trrrr, trrrr, trrr . . .

Unweit des Rastplatzes, wo Koja nach getaner Sammelarbeit sein Frühstück zu verzehren pflegte, wußte er

ein kniehohes Ameisennest; es war ein kleiner Kegel aus Föhrennadeln und Zweigstückchen, der in der Morgenkühle unbeweglich dalag, als wäre er unbewohnt; in der Mittagwärme aber war es, als wären an der Oberfläche die Nadeln lebendig geworden; das war ein Gewackel und Gegleite, ein Sich-Rühren und -Bewegen! Die großen schwarzen Ameisen taten sehr wichtig beim Herumschleppen ihres Bauholzes, als müßte jedes Stück so und nicht anders gelegt werden. Und manchmal schoben sie ein Zweigstück der Länge nach in ein Loch, daß es im Hügel verschwand. Das brauchten sie wohl in einer Kammer als Pfosten oder Balken, daß die Decke nicht einstürzte. Von außen her krabbelten immer etliche mit allerlei Beute über das holperige Gebäude. Da schleppten drei eine tote Raupe, dort zerrten zwei an einer Fliege, dort wieder hatte sich eine ganze Schar in einen an der Sonne vertrockneten Regenwurm verbissen und zog ihn über das spießige Gewirre der Föhrennadeln empor. Er mochte als Dörrfleisch in die Vorratskammer kommen. Andere aber erschienen mit den weißlichen „Ameiseneiern“,* die länglich aussahen wie Wickelkinder, in den Ausgangslöchern des Baues und legten sie in den warmen Sonnenschein.**

Jedesmal, wenn Koja die Ameisen besuchte, brachte er ihnen ein Gastgeschenk: Brotbröfel, gedörrte Pflaumen, Apfelschnitten, und freute sich am Eifer, in dem sie die Spenden mit ihren geknickten Fühlern betasteten, um sie dann mit den Beißzangen zu fassen und ganz oder zerkleinert ins Nest zu schleppen.

* Puppen im Kokon

** Es gereicht den Ameisen (Emsen) zur Ehre, daß von ihrem Namen das Wort „emsig“ abstammt

Wo der Waldweg sich der Königgrätzer Straße näherte, entdeckte Koja eines Tages einen dunklen Falter, der sah lichtbraun aus, wenn er gerade auf ihn hinschaute, dann wieder wunderbar blauleuchtend, wenn er ihn von der Seite betrachtete. Und wieder drängte sich ihm die Frage auf: Wie ist er eigentlich? Er fand keine Antwort, auch bei der Großmutter nicht. Und Agi zweifelte, ob Koja recht gesehen hätte. Gab es so wunderbare Schmetterlinge, die in zwei Farben schillerten? Da blieb das Rätsel in seiner Kindesseele ungelöst, das alte Rätsel vom Sein und vom Schein, das noch niemand ergründet hat.

Auf der Trommel

Lang hatten die Kinder von Vater und Mutter nichts erfahren. Die Großmutter mochte wohl die Briefe, die sie von der Mutter bekam, vor ihnen verbergen. Öfter als Koja ließ die Schwester ihre Sehnsucht laut werden: „Ich möcht' zu der Mutter!" Da pflegte die Großmutter zu trösten: „Wenn die Zwetschgen blau werden und die Äpfel rote Backen kriegen, dann kommt die Mutter und holt euch."

Und so geschah es auch.

Die Ernteferien waren vorüber. Der Wind fegte über die Stoppelfelder, wo große Scharen von Gänsen emsig weideten. Und bei den Gänsescharen hielten alte Weiblein Wache. Auch lungerten da Buben herum, Gänsehirten, die nichts zu tun hatten als ab und zu eine Gans zurückzutreiben, die sich auf einen fremden Acker

verirrt hatte, und die Schar heimzutreiben, wenn es Abend wurde.

Ein sonniger Tag. Altweibersommer. Seidenfäden in den Lüften. Koja war nach der Schule in den Wald gegangen. Agi saß neben der Großmutter im Vorgarten; sie strickten um die Wette jede an einem wollenen Strumpf für Koja. Und sooft sie die Augen hoben, ruhten ihre Blicke in stillem Entzücken auf dem blühenden Kaktus, der im grellen Sonnenschein hinter dem schmiedeeisernen Fenstergitter stand. Und sie genossen das liebliche Weilchen wie eine Gnade.

Da erscholl fernher vom anderen Dorfende ein Trommelwirbel, dem ein noch unverständliches eintöniges Ausrufen von irgend etwas folgte, dann wieder ein Trommelwirbel. — Pause. Und dann klang es näher; der Trommler und Ausrufer mochte in der Mitte des Dorfes sein. Die Großmutter zog sich in die Stube zurück. Agi folgte ihr. „Was ist das, Großmutter?“ — „Der Gemeindediener trommelt etwas aus. Vielleicht ist wieder eine Bauernwirtschaft ‚auf der Trommel!‘“

Die Großmutter stellte sich strickend ans Fenster. Wieder ging ihr Agi nach. Da schauten sie auf die Straße hinaus, zwischen den blühenden Geranien und Fuchsien und den schmiedeeisernen Schnörkeln des alten Fenstergitters durch. Sie sahen eine Schar Kinder um die Ecke biegen, dahinter kam würdevoll der alte Gemeindediener in seiner abgetragenen Soldatenuniform, den Säbel in messingbeschlagener Scheide an der Seite, die Trommel am breiten Schulterriemen vor sich. Ihm folgten einige alte Weiber und Bauern.

Der Trommler blieb stehen, der Schmiede zugekehrt. In lockerem Halbkreis umstanden ihn die Gaffer; Schmied, Gesel! und Lehrbub traten aus der Werkstatt zu ihnen.

Als der Diener des Gesetzes die beiden Schlägel in die Hände nahm, trat sofort erwartungsvolle Stille ein. Er schlug den Wirbel kunstgerecht wie ein Regiments-Tambour, entnahm der Brusttasche ein Schriftstück und verlas mit lauter, weithinschallender Stimme die Verkündigung: „Das Kaiserliche Königliche Bezirksgericht Holitz ordnet für Dienstag, den 20. September, 8 Uhr früh, die öffentliche Versteigerung des Lorentischen Wirtshauses zu Daschitz an. Alles liegende und bewegliche Gut geht über an den Meistbietenden. Die Kauflustigen werden zu dieser Lizitation eingeladen. Die Ausgleichsverhandlung der Gläubiger findet am 25. September um 8 Uhr im Zimmer 13 des Bezirksgerichtes statt.' Wieder ein Trommelwirbel, dann Stille und dann ein Geschnatter vieler Stimmen.

Einige von den Gaffern machten lange Hälse, um hinter den Fenstern der Schmiede jemanden zu erspähen. Aber die blühenden Geranien verbargen Großmutter und Enkelin, von deren Augen die Tränen niederperlten über die Wangen.

*

Die Pflaumenernte hatte begonnen. Im Hofe loderte ein Holzfeuer unter der großen Kupferpfanne, die von einem eisernen Dreifuß getragen wurde. Darinnen wurden Pflaumen zu Mus zerkocht. Es sollte als „Powidl" das ganze Jahr hindurch für Mehlspeisen und Tunken langen. Koja und Agi lösten einander beim Umrühren ab,

damit das Mus nicht anbrenne. Die Großmutter hatte Brot gebacken und belegte große Bleche mit Pflaumen, um die Hitze der Mauerung des Ofens noch zum Dörren der Früchte auszunützen.

So merkte keiner, daß von der Straße her eine hochgewachsene Frau den Hof betreten hatte.

Als sie ganz nahe bei den Kindern stand, spürte Agi ihre Nähe, drehte sich um und hing im nächsten Augenblicke mit dem jauchzenden Ruf „Mutter!“ an ihrem Halse. Da ließ Koja das Rührholz stecken im Mus, umklammerte die Mutter und barg sein Gesicht in den Falten ihres Gewandes.

Agis Ruf hatte die Großmutter herbeigelockt. Sie strich der Tochter über das Haupthaar: „Grüß dich Gott, Maria!“

„Zu Mittag war alles vorbei, da bin ich herüber.“ — Die Greisin nickte.

„Geh mit den Kindern unter die Linde. Ich komm bald nach.“ Sie zog mit dem Schürhaken die brennenden Scheiter unter der Pfanne weg und goß einen Kübel Wasser über die Glut, daß es dampfte, dann verschwand sie im Haus.

Bald darauf erschien sie wieder mit einem großen Tragbrett, auf dem die Kaffeekanne stand, der Milchtopf, ein Gugelhupf und daneben die schönen, goldgeränderten Tassen aus dem Glasschranke. Zwiefache Mutterliebe feierte das Wiedersehen. Als Agi sah, daß im Gugelhupf Mandeln und Rosinen waren, fragte sie mit leisem Vorwurf:

„Großmutter, du hast gewußt, daß heut die Mutter kommt!“ — Ohne des Kindes Frage zu beachten, neigte

sich die alte Frau zu ihrer Tochter: „Sag, Marie, wo ist dein Mann?“ — „Ich weiß es nicht.“

*

Drei Tage später. Vater Lorent kam am Sonntag zu seiner Familie. Er trug eine alte Eisenbahner-Uniform und war nüchtern. Er hatte Arbeit gesucht und gefunden als Packer im Magazin der Süd-norddeutschen Verbindungsbahn zu Pardubitz. In drei Tagen sollte er den Dienst antreten. Am nächsten Morgen trug er mit dem Schmied die Habseligkeiten vom Boden und lud sie auf den Leiterwagen, dazu Föhrenscheiter, einen Sack Kartoffel, zwei Laibe Brot, deren jeder fast so groß war wie ein Wagenrad, einen Sack Mehl, einen großen Topf Schmalz und einen Hut Zucker aus den Vorräten der Großmutter. Die opferte noch vier hellrot blühende Geranienstöcke. Die alte Frau machte der Mutter und den Kindern das Kreuzeszeichen auf Stirn und Mund und Brust, küßte sie und tröstete: „Jetzt wird's wieder aufwärts gehen!“ — „Gott geb's!“

Dann bestieg die Familie den Wagen, der Vater nahm die Leitseile, die Pferde zogen an, langsam und knarrend fuhr das Gefährt die Königgrätzer Straße zurück über die Elbe, außen um die Wälle des Pardubitzer Schlosses herum und vorbei an einem schmalen Wasserarm, der eine große Mühle trieb. Die Mutter erzählte den Kindern, was in Daschitz geschehen war. Fremde Menschen hatten die Einrichtung des Hauses zertragen und im Wirtshaus war jetzt ein anderer Wirt mit Weib und Kindern und Gesind. — Da hielt der Wagen vor einem neugebauten ebenerdigen Haus. Frisch gestreute Kohlenschlacke bedeckte den von einem Bretterzaun umgrenzten Hof.

Kein Baum, kein Grashalm, kein Unkraut belebte den häßlichen Boden. Und in dem Hause hatte die Familie unter anderen armen Leuten ihr neues Heim. Es war nur Zimmer und Küche. Als der Hausrat darin aufgestellt war, blieb wenig Raum zur Bewegung.

Kaum aber hatte die Mutter die zwei Zimmerfenster mit den blendendweißen gehäkelten Vorhängen und den blühenden Geranien geschmückt, war das enge Heim freundlich und traut. Der Vater fuhr mit dem leeren Wagen zurück. Die Kinder freuten sich der Veränderung um so mehr, als der Vater bald heimkehrte. Beim Auspacken der Kisten und beim Einräumen kam unter mancherlei Kleinigkeiten ein Päckchen Bilder zum Vorschein, die sie noch nicht gesehen hatten. Es waren Bilder aus der Böhmisch-sächsischen Schweiz. Nach dem frühen Abendmahl blieb der Vater daheim, legte im Lichtkreis der Petroleumlampe die Bilder auf und erzählte dabei aus seiner Herrnskretschner Zeit. Da war das Prebitschtor, ein Felsgebilde aus Sandstein, zu dem die Leute aus aller Herren Ländern kamen, um es anzustaunen. Dort hatte er als Bub im Dienste des Deutschen Michel den Fremden das lichte sächsische Bier aus dem Felsenkeller zugetragen und dafür Pfennige als Trinkgeld bekommen, für die er sich dann silberne Mark eintauschen konnte. Da war die Edmundsklamm, in der sich zwischen hohen Felswänden das Wasser des Kamnitzbaches staute; darauf machten die Fremden in schmalen Kähnen ihre Lustfahrten. — Da waren die Basteifelsen, die Kuhstallhöhlen und andere wunderliche Sandsteingebilde, die märchenhaft anmuteten, darunter auch zuckerhutförmige, spitze Felstürme, die von

waghalsigen Kletterern mit Hilfe langer Seile erstiegen wurden.

Noch einen Tag hatten die Kinder den Vater, wie sie ihn noch nie gehabt hatten. Wie lieb und gut er mit ihnen war, während er im Schuppen das Holz zerkleinerte, das sie schichten durften!

Dann aber kamen traurige Tage, besonders traurig für Koja.

Wenn der Vater aus der Arbeit kam, war er müde und reizbar, und seine Hand strafte den Buben hart, wenn er dazu Anlaß gab. Und er gab Anlaß, ohne es zu wollen. Da begann er den Vater zu fürchten; von der ungewohnten Anstrengung erschöpft, hatte Lorent auf dem Heimwege in der Kantine vergeblich Trost gesucht im Trunk, den er als Bahnbediensteter auf Borg bekam. Und immer wieder hörte Koja die Worte aussprechen: „Hundeleben, Hungerlohn!“ Die Mutter suchte den Vater zu beschwichtigen: „Das ist ja nur im Anfang so, später wird's besser,“ aber es half wenig.

Die Kinder zogen sich in Gegenwart des Vaters gerne in den Ofenwinkel zurück, wo das aufgeschichtete Holz nach Wald duftete. Da erzählte Agi dem Bruder lispelnd irgend ein Lieblingsmärchen, damit er ja stille neben ihr sitze auf dem Schemel. — Und eines war darunter, das er erst jetzt so recht verstand. Das Märchen vom Däumeling. Den armen Holzhacker, der für seine sieben Kinder nicht genug Brot schaffen konnte und sie in den Wald führte, stellte er sich jetzt leibhaftig vor wie seinen eigenen Vater, den rotbraunen Bart und die Haare ungepflegt, das Gesicht verdrossen. — Und er selbst, Koja, war der Däumeling.

Gärtlein im Schlackenhof

Als Frau Lorent ihre beiden Kinder in die Stadtschule zur Einschreibung brachte, erreichte sie nur, daß Agi als ordentliche Schülerin aufgenommen wurde. Koja, der noch nicht schulpflichtig war, wurde zurückgewiesen. Er sollte in den Kindergarten gehen. Da verlegte sich der Bub aufs Bitten und Agi half ihm dabei. Sie versicherte, Koja könne schon alles lesen und schreiben und auch schon rechnen. Und sie bat mit aufgehobenen Händen, der Herr Oberlehrer sollte ihn nicht wegschicken. Die Mutter führte einen triftigen Grund ins Treffen. „Für die Spielschul' ist der Bub zu groß, er ist auch schon das stramme Lernen gewohnt. Wenn er nicht so weiterarbeiten darf, verfaulenzt er." Da ging der Oberlehrer vom Wort des Gesetzes ab, ließ den Jungen prüfen und fand ihn für die zweite Klasse reif. Aber er schrieb ihn nicht als Schüler ein. Nur als Gast durfte der Bub die Schule besuchen. Was lag daran, die Hauptsache war, daß er wieder in der Schule war. Eines nur tat Agi leid. Koja kam in die zweite Bubenklasse, während sie selbst in der dritten Mädchenklasse Aufnahme fand. Da hatte sie ihn nicht unter den Augen.

Weil in der Stadt die Schule aus den Steuergeldern erhalten wurde, entfiel das Mitbringen der Schulkreuzer durch die einzelnen Kinder, und Mutter Maria war glücklich, beide Kinder in der Schule zu haben.

Und wenn Agi das Brüderchen auch während der Schulstunden nicht unter ihrer Obhut hatte, sie behielt

die Führung, sie kümmerte sich drum, daß er daheim die Aufgaben erledigte, bevor er sich einem Spiele hingab.

Der Schlackenhof wäre wohl für Koja ein trauriger Spielplatz gewesen, hätten die Geschwister nicht in Ännchen, dem blonden Töchterlein des benachbarten Müllers eine Gefährtin gefunden, die mit Agi in dieselbe Klasse ging und als gute Weggefährtin ihre Freundschaft gewann. Und Koja wurde von Ännchen in die Freundschaft eingeschlossen. Als Kind wohlhabender Eltern hatte sie vor den Geschwistern so manches voraus; sie hatte mehr gesehen, sie war schon oft im Kindertheater gewesen und wußte davon viel zu erzählen. Kein Stück aber machte auf Koja und Agi einen so tiefen Eindruck als die „Genoveva". Für ihre Geschichten nahm Ännchen Agis Märchen in Tausch, unter denen ihr wieder die Rübezahlmärchen so viel galten, daß sie den Drang nach Darstellung weckten. Der Schlackenhof wurde zur Bühne. Koja wurde mit Flachsbart und Holzknüttel zum Berggeist Rübezahl, Agi bekam die Rolle der armen Witwe, die für andere Leute klöppelte, und Ännchen spielte das Söhnchen der Witwe, das als Holzklauber von Rübezahl beschenkt wurde. Und Rübezahl mußte sein Gärtlein haben, wo die Heilkräuter wuchsen. Da trug er denn von den Maulwurfshügeln der Wiese am Mühlkanal die Erde ein, belegte damit einen tischgroßen Fleck im Schlackenhof, stach am Weg Thymianbüsche und Maßliebchen aus, pflanzte sie in sein Gärtchen und Ännchen steuerte einige Geranien bei. Nun war auf einmal der Schlackenhof nicht mehr wüst, denn er hatte ein grünendes, blühendes Fleckchen, das die Augen erquickte. Die Kinder sparten nicht mit Wasser.

Der Thymian duftete, wenn die Sonne darauf schien.

Und Annchen wußte ein Blumenmärchen vom Thymian. Das stand als erstes in Jaromir Erbens „Blumenstrauß"*, jener Sammlung von Sagen und Volksmärchen, in denen die Spuren der heidnischen Deutungen von Naturerscheinungen erhalten sind. Das Märchen war auch eine Deutung des tschechischen Namens für Thymian:

„Mutterseele".

„Eine Mutter war gestorben und ist begraben worden. Da kamen ihre Kinder tagtäglich zu ihrem Grabhügel. Sie benetzten ihn mit ihren Tränen und wünschten gar sehr, noch einmal den Hauch von der Seele ihrer Mutter zu spüren. Und eines Tages sahen sie, daß aus dem Grabhügel grüne, zarte Kräutlein sprossen. Die verbreiteten einen gar lieblichen Duft. Den Waisen wurde leicht ums Herz. Sie atmeten ein den Hauch von der Mutterseele."

Alt-Paka

Es gilt für ein hohes Glück, wenn ein Kind auf dem ererbten Heimatboden großwächst, eins mit ihm wie der gehegte Baum, der sich als Sämling mit den Wurzeln in die Scholle geklammert hat. Aber es liegt nicht in der Macht des Kindes, wie ein wohlgehegter Baum auf dem Boden groß zu werden, der seine erste Heimat ist. Auch den Lorentischen Kindern war ein solches Glück

* Kytice, Verlag Otto, Prag

nicht beschieden. Ihnen war nicht das Schicksal des Baumes geworden, sondern das Schicksal des Wandervogels, der immer wieder aus einer Heimat in die andre zieht.

Kaum hatten sich die Kinder ins neue Heim eingelebt, als sie es wieder verlassen mußten.

Am Tage des ersten Schneefalles kam der Vater schon mittags aus dem Dienste; er war freudig erregt. Er zeigte der Mutter einen Dienstzettel, darin stand, daß er als Bremser nach Alt-Paka versetzt wurde. Wo war Alt-Paka? Am Fuße des Riesengebirges. In Rübezahls Nähe! Da packte Koja sein Schwesterlein und wirbelte es im Tanze herum: „Nach Alt-Paka," jubelte er, „zum Rübezahl, zum Rübezahl!"

Und als eine Woche später der gemischte Zug die Familie Lorent samt ihren Habseligkeiten und den Liebesgaben der Großmutter nordwärts führte, aus der Ebene des Elb-Knies, vorbei am alten Königgrätz, dem Berglande zu, war Koja voll Erwartung des Wunderbaren. Seine kindliche Einbildungskraft zauberte ihm eine moosbewachsene Schindelhütte vor, mitten im Hochwald des Gebirges, worin sie hausen sollten und wo Rübezahl so leicht zu begegnen war, wie etwa der Waldheger im Kunietitzer Wald. Da war es zunächst für den Buben eine Enttäuschung, daß von der Dachwohnung in Alt-Paka, wo die Familie im Hause des Bäckermeisters Misera ihre Unterkunft fand, der Wald nur in blauender Ferne zu sehen war. Dazu kam, daß in der hochgelegenen Gegend der Winter schon ernst gemacht hatte. Unter kniehoher Schneedecke lagen die Wiesen und Felder, die Wege zum Walde waren für Koja ungangbar. Das Haus stand auf einem sanften Hang. An dessen Fuß zog sich die Straße hin und jen-

seits der Straße floß ein Bächlein stille plaudernd zwischen schneegepolsterten Ufern mit alten Kopfweiden. Dann kam eine kleine Ebene und dahinter stieg eine steile Lehne an, die von einem Bauerngehöft gekrönt war. Von den Fenstern aus zeigte all dies der kleine Pepperl, das kränkliche Söhnchen des Hausherrn, den Geschwistern.

In der einklassigen Dorfschule, einem stattlichen Blockhaus, dessen dicke Bohlen vom Alter braun waren, saß die gesamte Schülerschaft in einer geräumigen Stube. Ein ungeheurer grüner Kachelofen strahlte wohlige Wärme aus. Links saßen die Buben, rechts die Mädchen, die kleinen vorne, die großen hinten. Und hier wurde Koja als ordentlicher Schüler aufgenommen, zunächst unter die Kleinen, tat sich aber bald hervor, rückte in die Mitte auf und hatte einen Eckplatz auf der Innenseite, nur durch den schmalen Gang von der Mädchenseite getrennt. Und seine Nachbarin jenseits des Ganges war Julie Niderle, die Tochter des Kaufmanns und Bürgermeisters. Blond und blauäugig, erinnerte die neue Banknachbarin den Koja ans Perner-Annchen.

An Agi, die der Mutter Sorgen und Mühen für die Familie teilte, hatte Koja keine Spielgefährtin, am kranken Peperl keinen Gefährten. Da klammerte sich seine Seele an die freundliche Banknachbarin. Sie war ihm von allen Schulkameraden am liebsten. Daß Julie es mit Koja gut meinte, erfuhr er täglich: Wenn er in der Zehnuhrpause sein Stück trockenes Brot hervorzog, strich sie ihm mit dem Taschenmesser Butter darauf, die sie ihrem ausgehöhlten Brot-„Scherzel" entnahm. Es war auch selbstverständlich, daß Julie mit Koja ihre Äpfel teilte und von seinen gedörrten Pflaumen aß.

Es bildete sich eine Gegenseitigkeit von Dienst und Gegendienst aus, der beiden Nachbarn wohltat. Julie brachte Koja farbige Bildchen, er spitzte ihr Griffel und Bleistift, sie prüfte seine Rechnungen nach, er linierte ihr mit dem „Walzel" ihren Papierbogen.* Und Agi wurde als Kojas Schwester in die Freundschaft aufgenommen.

Hatte Koja bisher als Gernegroß sich selbst zulieb gelernt, jetzt strengte er seinen jungen Geist an, daß ihm kein Wort vom Unterricht entging, denn er wollte nicht die Antwort schuldig bleiben, wenn der Lehrer ihn aufrief; er hätte sich vor der Julie geschämt.

Der Winter im Bergland war streng. Um die Dachwohnung der Lorentischen pfiff und heulte der Wind. Die Fensterrahmen schlossen so schlecht, daß die Kerzenflamme auf dem Tische flackerte, weil der eiskalte Hauch sich durch die Fugen drängte.

Wenn auch der Vater als Eisenbahner die Kohle und das Holz billiger bezog als andere Leute, es mußte gespart werden an allem, denn das Bargeld war knapp. Da trug Vater Lorent Moos ein, das er im Riesengebirgswalde von den Bäumen gelöst hatte; damit wurden die Fugen der Fenster verstopft und auf den Fensterbrettern wurde das smaragdgrüne Moos als Polsterung aufgelegt, daß es an die Bergwiese gemahnte.

Die Mutter sann auf Verdienst und fragte herum. Sie sprach die Strickleherin an, von der die Leute sagten, daß sie für Reichenberger und Prager Geschäfte Handarbeiten lieferte.

Da wurden Mutter und Agi als Helferinnen ange-

* Linierte Schreibhefte gab es nicht.

nommen. Sie bekamen farbige Wolle und Stramin (ein gesteiftes Gewebe zu Stickereien) und dazu gedruckte Tupfmuster für Pantoffel, Hausschuhe und Hosenträger. Nun stellten sie Muster her, d. h. sie stickten nur so weit vor, daß jede Käuferin imstande war, die Stickerei fertig zu machen; z. B. wurde das Blumenmuster der linken Pantoffelhälfte mit Kreuzstich oder nur mit Halbstich in Farben ausgeführt. Solange Mutter und Agi daheim arbeiteten, zog Agi den Koja zum Sticken heran. Besonders an Tagen, wo draußen der Schnee breiig war, ließ er sich willig als Helfer gebrauchen und zeigte sich gelehrig. War aber der Schnee trocken oder ballig, verzählte er sich in den Stichen und hatte nichts dagegen, wenn Agi ihn davonjagte.

In acht Wochen war Weihnachten, und es liefen von den Geschäften so viel Bestellungen ein, daß die Stricklehrerin und ihre Helferinnen die Abende streckten und bis tief in die Nacht beisammen blieben; arm waren sie ja alle, da arbeiteten sie gerne bei einer und derselben Lampe und genossen die Wärme eines und desselben Ofens.

Vater Lorent war in den Nächten selten zu Hause. Denn trotz des Winters wurde an den Tunnelsprengungen bei Tannwald gearbeitet und die Bediensteten übernachteten in den Baracken. Das ausgesprengte Gestein mußte auf die Strecke geschafft werden, die der Schneepflug gesäubert hatte.

Für die langen Winterabende, an denen Mutter und Agi den Koja allein lassen mußten, hatten sie ihm ein Beschäftigungsspiel zugedacht, das ihn fesselte. Agi hatte nämlich dem Brüderchen von ihrem Wochenverdienste manchen Kreuzer zugesteckt, daß er sich Manderlbogen

kaufte. Auch Mutter hatte ihm Geld gegeben, auf Erdfarben und Pinsel. So verbrachte er die Abendstunden unten in der warmen Stube der guten Bäckersleute, denen das Haus gehörte, und bemalte die Bäume, die Hirten, das Vieh und die Stadt Bethlehem der Krippenbogen, die er mit Julie ausgesucht hatte. Das kränkliche Söhnchen der Hausherrenleute, der vierjährige Pepperl, leistete ihm nur ein kleines Weilchen Gesellschaft, ehe er ins Bett mußte, dann aber war Koja sich selbst überlassen, während der Bäcker und seine Frau sich dem Behagen des Lesens hingaben. Und Koja war glücklich. Durch die Farben hatten die Schwarzdrucke Leben bekommen und wenn er sie dann mit Packpapier unterklebte, mit der Schere ausschnitt und ihnen durch angeklebte Holzklötzchen Festigkeit gab, glühten wohl seine Wangen vor Eifer des Schaffens. Dann konnte er sie vor sich in Gruppen aufstellen und seine Einbildungskraft wies ihm allerlei malerische Möglichkeiten.

Wenn die Bäckerin merkte, daß dem Koja die Augen zufielen, leuchtete sie ihm mit der Kerze über die Stiege heim. Und sie ging erst von ihm, bis er im kalten Bette sich zusammengehuschelt hatte und sich nicht mehr rührte, die gefalteten Hände vor dem Munde.

Mit dem Aufstellen seiner Krippe wartete Koja nicht, bis er alle Figuren beisammen hatte. Was fertig war, kam zwischen die Fenster ins moosige Wiesenland. Und aus schönen Steinen, die der Vater dem Buben von den Tunnelsprengungen bei Tannwald eingetragen hatte, machte er Felsen und Berge. Es waren Stücke von Katzensilber (Glimmerschiefer) und Kristalldrusen. Das seltsamste Stück war eine halbkugelförmige Amethyst-Geode,

die den Stall zu Bethlehem vorstellte, weil in ihrer Höhlung die heilige Familie, ein Öchslein und ein Eselein Platz hatten. Bald war die Wiese vor dem Stall mit Bäumen, Schafen, Rindern und Hirten besetzt, schon schwebte an langem Drahte der Schweifstern über dem Stalle, die heiligen Dreikönige mit ihren Kamelen aber waren noch weit drüben in der fernsten Ecke des Fensters und sie brauchten Zeit bis zum Dreikönigstage, ehe sie den weiten Weg bis zum Stalle zurücklegten. So währte Kojas Weihnachtsfreude wohl ein paar Wochen lang vor und nach der Bescherung, bei der Agi in Christkindleins Auftrag dem Brüderchen zwei Paar warme Wollsocken und einen roten Federstiel beschert hatte. — Früh hatte sie sich darein gefunden, eine Verdienende zu sein, deren Freude nicht im Empfangen war, sondern im Geben.

Und eine neue Farbenschachtel war da, eine große, braunlackierte, und Manderlbogen waren da, auf denen waren Nadelbäume, Hirsche, Rehe und Hasen, auch ein Jäger und ein Jägerhaus. Die waren aber nicht von der Agi, sondern von einer anderen guten Seele.

Mutter Maria war glücklich, daß sie ihren Kindern in der heiligen Zeit reichlich Backwerk und Obst geben konnte, denn von der Großmutter war rechtzeitig ein Sack Mehl gekommen und eine Kiste mit Schmalz und Zucker und Dörrobst. Vater Lorent war in diesen Tagen bei seiner Familie. Infolge Verwehungen, die der Schneepflug nicht bewältigen konnte, war die Arbeit auf der Strecke eingestellt. Da ging in dem vom Leben in Kantinen und Baracken verwilderten Mann eine wunderbare Wandlung vor. Er, der vom Lohn für seine Familie fast nichts erübrigt hatte, war ergriffen von

dem, was die noch nicht achtjährige Agi fürs Brüderchen tat; er wollte nicht nachstehen. Am Tage nach dem heiligen Abend zimmerte er für seinen Buben einen Schlitten zusammen, der nichts anderes war, als ein umgestülptes Kistchen mit eichenen Kufen!

Unter den schlittelnden Buben war der glückliche Koja. Sein Schlitten ging zwar nicht so ruhig und glatt wie die schlanken Schlitten der anderen; er schlenkerte und holperte, — aber es war sein Schlitten!

Nächtliche Schüsse

In dieser Zeit erlebte Koja etwas ganz Merkwürdiges: Julies Bruder Lubor, ein Mittelschüler, verbrachte die Weihnachtsferien daheim und zeichnete zu seinem Vergnügen Landkarten. Koja durfte zuschauen. Da machte er die Entdeckung, daß zwischen den einzelnen Ländern dicke rote Striche gezogen waren. Diese blutfarbenen Grenzen mußte er sich einmal in Wirklichkeit anschauen!

Es kam der Februar. Die warme Mittagssonne hatte die Schneelast auf dem Dache getaut, daß es von den Schindeln träufelte. Gegen Abend setzte ein schneidend kalter Wind ein. Von den Rändern der Fensterscheiben wuchsen Eisblumen zur Mitte wie Farnkrautwedel, die sich dann wirr durchkreuzten und mit einem Pelz von Eisnadeln bedeckten, daß sie den Sternenglanz des Winterhimmels ausschlossen. Vater Lorent war wieder einmal bei seiner Familie, auch Mutter und Agi waren daheim. Zum Abendmahl gab es mehlige Kartoffel in der Schale, dazu heiße Grammel (Grieben), Brot und Kaffee. Dann saßen sie alle eng beisammen in der kleinen Küche; bei dem eisigen Winde wäre das Zimmer nicht

zu erheizen gewesen. Koja war damit beschäftigt, durch Pausen* den papierenen Wildstand seines Revieres zu vermehren. Mutter und Agi strickten und der Vater schnitzte seichte Rillen quer in ein armlanges Eichenbrett, aus dem eine neue Mangel** werden sollte. Draußen pfiff der Sturmwind und erzeugte im Kamin ein Heulen, das wie Weinen klang. Da sprach die Mutter: „Frau Melusine weint um ihre Kinder." Und nun bettelte Koja um das Märchen von der Melusine, das er schon lange nicht gehört hatte. Und die Mutter erzählte:

„Es war in alten Zeiten eine Wassernixe. Die müßt ihr euch nicht häßlich denken wie etwa den Wassermann. Der hat grünes Haar und grünen Bart, Glotzaugen und Froschfüße und Froschhände mit Schwimmhäuten und lauert auf badende Menschen, besonders auf Mädchen, die er in die Tiefe zieht. Nein, Melusine war schön, schöner als menschliche Mädchen und Frauen. Nur von den Hüften abwärts war sie gestaltet wie ein Fisch. Es war aber eine gute Nixe, die niemanden Übles tat. In hellen Nächten tanzte sie im Wasser des Flusses und machte selbst gar liebliche Musik dazu auf einer goldenen Harfe mit silbernen Saiten. Das klang wie Vogelsang und Schilfgesäusel. In einer Mondnacht kam ein Fürst geritten. Angelockt von der lieblichen Musik erspähte er das schöne Haupt der Wassernixe, ihre blendend weißen Schultern und Arme und sah die weißen Teichrosen in ihrem Haar. Sie erschaute den stattlichen Mann hoch zu Rosse im Schmuck seiner fürstlichen Kleider und seiner goldverzierten Waffen. Da gefielen sie eines dem andern. Melusine nahm ihm

* Durchzeichnen, vgl. Paus-Papier.

** Mangel = Rollbrett zum Wäscherollen.

zuliebe menschliche Gestalt an. In wallendem Seidenkleide saß sie vor ihm auf dem stolzen Roß, die goldene Harfe in Händen. So führte er sie heim; und sie feierten Hochzeit. Sie wohnte mit ihm im fürstlichen Schloß und war ihm ein gutes Weib. Nur einen sonderbaren Wunsch sollte der Gemahl ihr erfüllen: Sooft der Mond voll wurde, wollte sie sich in ihren Gemächern einschließen und niemand sollte zu ihr dürfen. Leicht und gerne versprach er, ihren Willen zu achten. So lebten sie glücklich drei Jahre lang und hatten drei liebliche Kinder. Niemand wußte, daß die schöne Fürstin Melusine einmal im Monate sich rückverwandeln mußte in ihre frühere Gestalt, halb Menschenweib, halb Fisch; niemand sah es, daß sie in dem Marmorbecken ihrer Badestube im klaren Wasser ihren Tanz aufführte, während sie die Harfe schlug und dazu sang. Nur ein leises undeutbares Klingen drang durch die verriegelte Tür und erweckte die Neugier des Fürsten. Was ging da drinnen vor? Oft bezwang er seine Neugierde; er wollte sein Versprechen halten. — Einmal aber war das Klingen stärker. Es drang durch ein offenes Fenster ins Freie, daß der Wind mit den Tönen spielte; es drang durch die nur angelehnte Türe. Es war wie Vogelsang und Schilfgesäusel. Das hatte er schon einmal gehört. Im festen Vertrauen auf das Wort ihres Gemahls hatte Melusine unterlassen, den Riegel vorzuschieben. Da riß der Fürst die Türe auf und trat ein. Als die Nixe ihn erblickte, entrang sich ein Klageton ihrer Brust und sie verschwand. — Im Windeswehen umschwebte sie das Haus, und der Wind trug ihr Weinen übers Land. Sie wehklagte um ihre Kinder, die jetzt verwaist waren, und um den Mann, der sein Versprechen gebrochen

hatte. — Und so oft der Wind heult, erinnern sich die Menschen an die arme Melusine."

Atemlos hatten die Kinder zugehört und sie lauschten dem Heulen des Wintersturmes voll Mitleid mit der schönen Melusine. — Da erscholl plötzlich ein Knall, als ob eine Flinte abgefeuert worden wäre. Wo war es gewesen? Auf dem Dachboden, oder gar auf dem Dache? — Und gleich darauf wieder: krach — puff! Waren das Räuber? — Diebe machen keinen Lärm. — Warum schossen sie? Vater Lorent sprang auf, zündete seine Signallaterne an, holte die Hacke aus der Holzkiste und öffnete die Türe. Da knarrten die hölzernen Stufen der Stiege, es klapperten Pantoffel. Herr Misera kam herauf, nur im Hemde und den Unterbeinkleidern, die Doppelflinte schußbereit in den Händen. Hinter ihm kam seine Frau, in der Rechten die flackernde Kerze, in der Linken einen Schafspelz, den sie ihm über die Schultern warf. Da zog auch Lorent seinen Dienstpelz an. Dann schritten beide Männer auf die eiserne Bodentüre zu. Die Hausfrau gesellte sich zu Frau Lorent, die mit ihren Kindern in der Küchentüre stand. Beherzt öffnete Lorent die Bodentüre, hielt die Laterne vor und holte mit der Hacke zum Schlag aus. Herr Misera hob das Gewehr zur Backe und fuhr mit dem Laufe hin und her. Er suchte den Kerl oder die Kerle. Trotz des Pelzes zitterte er so, daß der Flintenlauf tanzte. Wieder ging's krach — puff! und dann bumm! Der Kugel-

lauf der Flinte war losgegangen. Als der Rauch sich verzogen hatte und nichts zu vernehmen war, spannte Herr Misera den Hahn des Schrotlaufes und die Männer drangen in den Bodenraum ein. Da schlichen ihnen die Frauen und die beiden Kinder bis zur Bodentüre nach, jedes bewaffnet: Frau Misera trug einen Schürhaken, Frau Lorent ein Küchenmesser, Koja schwang mit beiden Händen das Mangelbrett hoch, als wollte er damit die Räuber platt niederschlagen, und Agi hielt eine Schere stoßbereit. Wenn es die Räuber wagten, die Väter anzugreifen, so ging es ihnen schlecht. Immer weiter bewegte sich die Laterne vor, von Balken zu Balken, selbst in den kleinsten Winkel leuchtete Lorent hinein. Die Innenseite des Daches glitzerte vom Rauhreif. Niemand war da, gar niemand! Da scholl es wieder: Krach — Puff! Über den Köpfen, auf dem Dach war's. — Jetzt hinunter und die Kerle herabgeschossen vom Dach! Herr Misera lud wieder den Kugellauf der Flinte und lud auch seine alte Reiterpistole für Lorent. Und so traten sie vors Haus. Auf dem Dache niemand. Und doch krachte es immer wieder und wieder. Da fiel unmittelbar nach einem Krachen ein Schindelsplitter vom Dach. — Herr Misera betrachtete die lichte Bruchkante: „Jetzt versteh ich!" Und er lachte und lachte fort, bis ihm die Tränen in den Augen standen.

Die heldenmütigen Verteidiger des Hauses zogen sich in die warme Wohnstube der Bäckersleute zurück. Hier fanden sie die Frauen und Kinder beim Kachelofen. Peperl, der beim Lärm erwacht war, saß auf dem Mutterschoße, eingemummelt in die Bettdecke, in den verweinten Augen ein angstvolles Fragen. Mutter Lo-

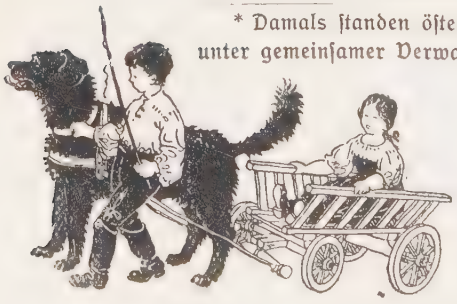
rent war mit der Zubereitung von Tee und dem Streichen von Butterbroten beschäftigt. Aller Augen waren auf Herrn Misera gerichtet, der den Schindelsplitter mit den Worten herumzeigte: „Das war's." Und er begann seine Erklärung: „Einen Frost wie heut nacht hab' ich noch nicht erlebt. Und daß die Schindeln im Froste zerspringen, hab' ich nicht gewußt. — Heut' hat's den ganzen Tag getaut. Die Schindeln sind naß geworden. Wo sie aufeinanderliegen, hat sich das Wasser gehalten. Als es am Abend zu frieren begann, hat sich über dem ganzen Dach eine Eiskruste gebildet, auch unterm Dach, weil der Wind durch den Boden strich. Der stärkere Nachtfrost hat aber auch das Wasser zwischen den Schindeln zum Erstarren gebracht. Beim Gefrieren hat das Eis mehr Platz gebraucht als das Wasser. Ein ruhiges Ausweichen der Schindeln nach oben oder unten war nicht möglich, da ist eine Spannung in ihnen entstanden, denn die Eisdecken haben sie niedergehalten. Und überall, wo die Spannung zu groß wurde, ist eine Schindel gesprengt worden samt der Eiskruste. Daher das Krachen. — Kinder erzählt nicht im Dorf herum, was ihr heute erlebt habt, sonst lachen uns die Leute aus." Da machte Koja ein langes Gesicht; er hätte es lieber gehabt, wenn's Räuber gewesen wären.

Höhlengräber

Als der laue Frühlingswind Schnee und Eis zum Schmelzen brachte, rieselte über den Wiesenhang neben dem Bäckerhause ein klares Wässerlein in handtiefem Rinnsal nieder, das unter der Straße durch in den Bach mündete. Es plauderte so munter, daß Koja seinem Locken nicht widerstehen konnte. Da übergab er ihm Rindenstücke und Holzspäne und lief nebenher, wenn sie zu Tale fuhren. Und Julie lehrte Koja aus steifem Papier zierliche Schifflein zu falten, die er mit papierenen Männlein von hoch oben hinunterfahren ließ bis in den Bach.

Zu Ostern stellten sich unverhofft neue Spielkameraden ein. Herr Fekete, ein Beamter aus Ungarn, war nach Paka versetzt worden*; der hatte zwei schwarzgelockte Kinder: die vierjährige Maruscha und den fünfjährigen Schandor, lebhafte, pausbackige Kinder. Anfangs hielt sich Koja von ihnen fern. Hatte doch die Großmutter von den ungarischen Husaren erzählt, daß sie im Preußenkrieg böse gewesen waren wie die Wilden. — Aber bald siegte sein Spielbedürfnis; er schaute sich Maruscha und Schandor näher an. Die sahen gar gutherzig drein. Sie sprachen ein Kauderwelsch von Slowakisch, Deutsch und

* Damals standen österreichische und ungarische Bahnlinien unter gemeinsamer Verwaltung.



Ungarisch. Aber im Spiele verständigten sie sich mit Koja, weil sein Tschechisch dem Slowakischen sehr ähnlich war und weil es auf beiden Seiten am guten Willen nicht fehlte. Und einen plumpen vierbeinigen Spielgefährten hatten die ungarischen Kinder mitgebracht, den alten schwarzbraunen, zottigen Hund Zikán, einen Neufundländer, der nicht viel kleiner war als ein Kalb. Er schien die Stimme verloren zu haben. Er redete nur mit dem buschigen Schwanz. Wenn ihn etwas verdroß, ließ er ihn hangen, wenn er sich schämte, zog er ihn ein, wenn er sich aber freute, schwenkte er ihn wie eine Fahne. Schandor konnte auf seinem Zikán reiten und konnte ihn vor das Wägelchen spannen, in dem die kleine Maruscha saß, stolz wie eine Prinzessin.

Da Julie für Schandor und Maruscha zu ernst war, hielten sie sich mehr an Koja, den sie häufig zu sich luden. So begann Koja die Julie zu vernachlässigen. Und Julie schloß sich mehr an die noch ernstere Agi an, der sie als Vorleserin von Geschichten bei den Handarbeiten willkommen war.

Obwohl Schandor nur ein Jahr jünger war als Koja, übertraf er ihn an Geschicklichkeit und Findigkeit. Durch die Höhlung einer alten Kopfweide am Bach wußte er sich emporzuschieben wie ein Kaminfeger durch den Rauchfang und sprang dann von oben herab auf die Wiese ohne hinzupurzeln. Aus Schachteln und Zwirnspulen baute er mit seines Vaters Hilfe kleine Wägelchen, denen eine Lokomotive vorgespannt wurde. Die war aus schwarzem Zuckerpapier; und aus ihrem Rauchfang flatterte ein Flöckchen Watte. Herr Misera hatte im Hofe einen Sandhaufen aufführen lassen zur Mörtelbereitung für einen Zubau. Vom Regen feucht, lockte

der Sandhaufen Schandor und Koja zum Tunnelgraben für den Eisenbahnzug. Der Sandhaufen wurde zu Mörtel verbraucht, aber mit ihm schwand bei den Kindern nicht die Lust am Gestalten des Sandes. Und sie gaben acht, wo denn die Fuhrleute den Sand herbrächten. Bald darauf, an einem trüben Maitag, der einer sonnigen Woche gefolgt war, entdeckten sie, einem Wagengeleis nachgehend, jenseits des Baches oberhalb des Bauernhofes eine große Sandgrube, deren steile Wände gelb und rötlich gestreift waren. Koja, der schon die Erfahrung gemacht hatte, daß beim Aufgraben des Erdbodens darin verborgen Gewesenes zum Vorschein kommt, suchte die Wände mit forschenden Blicken ab, fand aber nur vermoderte Baumwurzeln, die dafür Zeugnis ablegten, daß einst ein Wald oder Baumgarten bestanden hatte, wo jetzt Äcker waren. Auch auf dem Boden der Grube fand er nichts Besonderes, es sei denn einige rund gerollte und zerschlagene Kiesel, die fast ziegelrot waren. Dort, wo die schiefe Ebene des Fahrweges die Wand erreichte, war durch Abarbeiten des feinkörnigen Sandes eine seichte Höhle entstanden, die auf die Kinder den Reiz des Bergenden ausübte. Da sie zu seicht war, als daß sie sich hätten darin zusammenhuschen können, machten sie sich unverzüglich daran, durch Abschaben der Wand die Höhle zu erweitern. Weil sie mit den bloßen Händen nicht rasch genug vorwärts kamen, sahen sie sich nach geeigneten Hilfen um und fanden solche in den scharfkantigen Bruchstücken der zerstreut herumliegenden Kieselsteine.

Dicht nebeneinanderstehend schabten sie nun um die Wette, der staubtrockene Sand gab leicht nach, schnell drangen sie ins Sandlager ein. Der weiche Sand unter ihren Füßen häufte sich. Bald war die niedere Höhle so tief, daß die Kinder, als sie sich mit dem Rücken gegen die Wand niedersetzten, auch noch die Fußspitzen herinnen hatten. Jetzt rasteten sie, lauschten dem Jubilieren einer Lerche, die, unbekümmert um die tiefgehenden Wolken zum Himmel stieg, und folgten mit den Augen den niedrig über den Boden hinstreichenden Schwalben. Maruscha erhob sich und begann, den Sand aus der Höhle zu schaffen, der sich unten an der Hinterwand gehäuft hatte; sie wollte den Boden des Kämmerleins eben haben. Sie kam damit nicht weit. Ein Platzregen, der fast senkrecht fiel und vom Höhleneingang wie von einer Traufe niedertropfte, zwang die Kinder, sich ganz an die Hinterwand der Höhle zu kauern. Jetzt erst war das Vergnügen über den selbstgeschaffenen Unterschlupf recht groß, die bergende Höhle schützte vor dem Unwetter. Als gälte es, durch einen Wall das Höhleninnere vor einer Flut zu schützen, die von außen kommen könnte, verständigten sich die Kinder, daß sie den lockeren Sand an den Eingang schaffen wollten. Sie knieten nieder, die Gesichter zur Hinterwand gekehrt und schoben den Sand mit den Händen an den Knien vorbei nach außen. Plötzlich hörten sie hinter sich ein dumpfes „Huch"; sie spürten etwas Schweres und Nasses auf ihren Füßen. Da wendeten sie die Köpfe und gewahrten einen hohen, breiten Sandhaufen, dessen Saum ihre Füße deckte. Der Rand der Höhle war niedergegangen. Mit klopfenden Herzen verharrten sie in knieender Stellung, verdrehten die Hälse und starrten

über den Sandwall durch den schmalen Spalt in den Regen hinaus. Kam noch etwas nach? — Nichts regte sich. Als erster befreite Schandor seine Füße aus dem Sandbrei, indem er sich seitlings zu Boden legte und die Knie an sich zog. Ihm folgte Koja. Dann wühlten sie Maruschas Füße frei. Mit einem Ruck richteten sie sich auf, probierten, ob sie stehen und gehen konnten und dann huben sie an zu lachen. Keinem war etwas geschehen! Sie hatten wohl Ursache, froh zu sein! Wäre etwas mehr von der Höhlendecke mitgegangen, sie wären verschüttet worden und wären erstickt und niemand hätte gewußt, wo sie steckten.

Da trugen sie ihre jauchzende Lebensfreude heim, durch den schüttenden Regen trabend wie freigelassene Fohlen.

Neid

Koja wuchs, aber sein einziges Röcklein wuchs nicht mit. Es war zu kurz geworden und bedeckte nicht mehr den geflickten Hosenboden. Zu lang ragten die Arme aus den zu kurzen Ärmeln. Darob schämte er sich, und er schämte sich am meisten an Sonntagen, wenn andere Kinder in schönen neuen Kleidern einhergingen. Auch das kränkliche Söhnlein des Hausherrn, das doch kaum aus dem Hause kam, hatte neue Kleider bekommen. Und es war Koja, als ob alle Leute gerade seine Kleider mit geringschätzigen Blicken musterten; da kam er sich so minder vor, daß er sich am liebsten verkrochen hätte. Er mied auch Schandor und Maruscha und wußte ihnen zu entgehen, wenn sie ihn suchten. Vor ihnen flüchtend, stieg er eines Nachmittags hinter dem Bäcker-

haus den Hang hinan und fand auf der Höhe Deckung hinter dem Buschwerk, das die Äcker und Wiesen säumte. Auf sich selbst angewiesen, ging er dort seinen Entdeckerfreuden nach. In der Ackerkrume, die aus verwittertem Urgestein bestand, fand er vom Regen ausgewaschene Kristalle von Feldspat, die er zwar nicht dem Namen nach kannte, die ihm aber als flachgedrückte, sechsseitige Säulen mit dachähnlichen Endflächen auffielen und des Mitnehmens wert waren. Er fand rote Eisenkiesel und silberig glänzende Stücke von Glimmerschiefer. Und am Rain waren große, dichte Polster von Mauerpfeffer, dessen dickbeblätterte Zweiglein schon Dölchen von gelben Knospen trugen. Davon pflückte sich Koja den Hut voll. Zwischen zwei Haselstauden, die von Waldreben dachartig übersponnen waren, säuberte er den Boden von Laub und Fallholz, so daß der moosige Rasen zum Vorschein kam. Hier reihte er rund herum seine Funde auf. Er war da in einer Laubhütte, von der aus er zwischen den Stämmchen durch hinuntersehen konnte auf das Dorf, ohne selbst gesehen zu werden, und zwischen den niederhangenden Waldrebenranken aufs Feld, wo die knallroten Mohne, die blauen Kornblumen und die violetten Kornraden aus den wogenden Halmen herübergrüßten. —

Und weil er sich stille verhielt in seinem Versteck, taten die Singvögel, die seine Nachbarn waren, als wäre er gar nicht da. Er streute Brosamen vor den Eingang seiner Laubhütte, setzte sich ruhig unter die niederhangenden Zweige des Waldrebenvorhanges und begann wartend die Mauerpfefferzweiglein büschelweis an eine dünne Rute zu binden, um daraus ein Kränzlein zu machen, das Agi auf einem Teller ins Wasser legen

sollte. Da ließen sich die Vögel vor ihm nieder, rotbrüstige Finken und gelbbäuchige Ammern. Er konnte sie aus nächster Nähe beobachten, wenn sie in lieber Geschäftigkeit ihre Mahlzeit hielten. Und vom Feldrain kam ein Mäuslein herübergehuscht, hielt Nachlese, machte ein Männchen, netzte die Pfötchen mit dem Zünglein, wusch sich das Gesicht, den Nacken, die Ohren und biß dann eifrig in dem grauen Pelz herum, sorglos, als wäre sie bei ihrer Flohhatz unbelauscht. Und drüben auf dem granitenen Grenzstein, der von der Sonne durchwärmt war, sonnte sich eine Eidechse, deren Haut mit grünen und braunen, perlig schimmernden Schüppchen bedeckt war.

Lichtbraune Schmetterlinge trieben sich da herum, die hatten Augenflecke auf den Flügeln und taten gar nicht scheu. Einer setzte sich vor Koja auf ein Gänseblümchen, rollte den fadendünnen Rüssel auf und begann, die Blüte abzutasten. Da verfiel der Bub auf den Gedanken, auch den Schmetterling zu bewirten. Weil er für ihn nichts anderes hatte, netzte er den Zeigefinger seiner Rechten mit Speichel, schob den Finger recht sachte über die Blüte, so daß er den Saugrüssel des Schmetterlings berührte. Und was geschah? Der Schmetterling begann zu saugen, spazierte von der Blume auf den Finger, tänzelte da herum, hob und senkte die Flügel und schlürfte die Flüssigkeit in sich hinein*. Koja hätte jubeln mögen. Er hatte einen zahmen Schmetterling!

Von solchen Freuden erzählte er daheim der Mutter

*Wenn der Leser mit einiger Vorsicht diesen Versuch wiederholt, so kann es ihm gelingen, auch Tagpfauenaugen, Admirale, ja sogar Schwalbenschwänze in dieser Weise zu bewirten. Das Vergnügen ist groß

und der Agi, aber er verheimlichte sie vor seinen Kameraden in der Schule. Solange er seiner Kleider wegen einsam sein mußte, sollte ihm keiner nachgehen.

Pfingsten, das Frühsommerfest kam. Maruscha und Schandor holten Koja zum Kirchgang ab. Und sie hatten neue Kleider an. Maruscha trug slowakische, Schandor ungarische Volkstracht. Beide hatten an den Füßen hohe weichlederne, schwarzglänzende Röhrenstiefel, deren Schaftränder mit Goldschnüren eingefaßt waren. Maruscha blähte sich förmlich vor Stolz über ihr weißes Kleidchen mit steifgestärktem, weit abstehendem Röckchen. Ihr blau und rot bestickter Hemd hatte spitzenbesetzte Bauschärmel. In ihre Zöpfe waren blau-weiß-rote Seidenbänder eingeflochten, deren Enden weit hinabflatterten. Schandor prangte in enganliegenden, grellroten, mit Schnurstickereien verzierten Hosen wie ein Husar. Er trug eine kurze, himmelblaue Jacke mit silbernen Knöpfen, von seinem runden Hütchen wehte ein ganzer Strauß grüner, roter und weißer Bänder. Koja gingen die Augen über von all den schreienden Farben. Das Prahlerische im ganzen Gehaben seiner Freunde tat ihm weh. Oh, hätte er damals daheim bleiben dürfen und nicht seine Armut zur Schau tragen müssen beim Kirchgang neben der Herrlichkeit der andern!

Aber wenigstens die Straße wollte er vermeiden! Übern Steg hinüber führte er die Geschwister und am Bache entlang wandelte er langsam mit ihnen der Kirche zu. Maruscha ging auf der Bachseite, neben ihr Schandor, und Koja am rechten Flügel. Schandor hatte seinen linken Arm um des Schwesterleins Schultern gelegt, und Kojas linker Arm lag auf Schandors Nacken. So wandelten sie in scheinbarer Eintracht dahin. Sie gingen im

Zickzack. Koja drückte nach links, dann wieder gab er dem Gegendrucke der beiden nach. So bewegte sich die Dreierreihe hin und her, einmal nach dem Bache zu, einmal von ihm weg. Und als sie so recht im lustigen Hin und Her waren, gerade als Maruscha zu kichern anfing, drückte Koja ein wenig zu lange nach links. — Da purzelte Maruscha in den Bach, Schandor verlor seine Stütze und stolperte ihr nach, patsch, patsch. Koja aber hatte Zeit genug gehabt, dem Fallen zu widerstehen. Es war nicht schön von ihm, daß er schmunzelte, als er die beiden im Wasser plätschern sah. Es war häßlich von ihm, daß er ihnen lachend die Arme zur Hilfe entgegenstreckte, als sie über den Uferrand hinaufkletterten. Von den farbigen Bändern floß das Rot, das Blau, das Grün hernieder; Maruschas gestärkte Röcke waren zusammengefallen und klebten an ihr — es war eigentlich zum Weinen.

Aber die Geschwister verklagten Koja nicht bei ihrer Mutter und nicht bei seiner Mutter; sie nahmen gar nicht an, daß er schuld wäre an ihrem Hineinfall. Da schämte er sich so arg, daß er der Agi und dann der Mutter alles beichten mußte, wie es gekommen war. Die Mutter holte die Birkenrute vom Kasten herab, legte sie aber wieder hinauf, denn Agis Augen baten für Koja um Vergebung. Schon am nächsten Tage kaufte die Mutter bei Niederle drei Ellen Rohleinen auf

Borg und nähte ihrem Koja selber einen Anzug. Agi half bei der Ausfertigung. In dem konnte er sich auch neben Julie, Schandor und Maruscha auf der Gasse zeigen, ohne Scham und Neid. Es war das erstemal in Mutter Marias Leben, daß sie es gewagt hatte, einen Knabenanzug zu nähen. Not und Liebe hatten sie schneidern gelehrt.

Ein Bärenabenteuer

Badezeit! Erdbeerzeit! Ein Flimmern in der Luft über sonnerwärmten Wiesen und Ährenfeldern, ein Gezirp und ein feines Getöne! Tausendstimmige Lebenslust! Ernteferien! Koja, Schandor und Maruscha hatten sich im seichten Bach einen Badetümpel ausgehöhlt und der gehörte ihnen. Die übrige Dorfjugend badete und johlte unten bei der Mühlwehr. Und die drei Unzertrennlichen hatten in ihrem Bach besondere Freuden, Augenfreuden: Scharen von silberigen Jungfischen glitzerten in der seichten Flut, blaugrüne Teichjungfern schwebten darüber hin; sie rasteten mit geschlossenen Flügeln auf den Brombeerranken, die vom Ufer niederhingen. Und Schandor erfand ein Verfahren, wie die Fischlein eingefangen werden konnten, daß sie verweilen mußten, um sich betrachten zu lassen. Wo das Wasser die Sandbank unterhalb des Badetümpels bespülte, wurde ein handbreiter Kanal in den Sand gegraben, der führte zu drei miteinander verbundenen schüsselförmigen Teichlein, die im Innern der Sandbank angelegt worden waren. Dann ging das Fischtreiben an, wie

es Schandor anordnete. Jedes der Kinder brach sich eine Gerte vom nächsten Weidenbaum, dann verteilten sie sich. Maruscha watete der Bachströmung entgegen, Schandor von oben herab, Koja quer herüber zur Sandbank. Ganz langsam rückten sie vor, mit den Ruten sachte im Wasser wedelnd. So trieben sie die Scharen von Jungfischlein vor sich her, wie Hirten ihr Vieh treiben, bis ein Fischlein nach dem andern den Kanaleingang fand. Die Teichlein füllten sich, ja sie überfüllten sich. Ein Druck mit der Ferse genügte, mit Sand den Kanal vom Bach abzuschließen und auch die Verbindungskanäle zwischen den Teichen zu sperren. Und jetzt kauerte sich jedes der Kinder zu einem der Grübchen und gab sich dem Vergnügen des Beobachtens hin. Wie die Fischlein schimmernd durcheinanderschossen, einen Ausweg suchend, wie sie sich allmählich beruhigten, wie sie mit den Flossen wedelten, wie sie die Kiemendeckel beim Atmen auf und ab bewegten! O Freude des Schauens! Und die Lust des Beobachtens steigerte sich, als die Kinder ihre Gefangenen bewirteten. Maruscha zerbröselte ein Stück Brot und streute die Krümchen ins Wasser. Das war dann ein lustiges Wettfressen! Ein größeres Brotstück wurde gleich von drei, vier Fischlein hin und her gezerrt. Nach der Bewirtung aber kam das Hauptvergnügen: Der sperrende Sand wurde mit den Händen aus den Verbindungskanälen geschoben. Jetzt begann ein Hin und Her von einem Teichlein zum andern. Die Gefangenen besuchten einander gegenseitig. Ob das lebhaftere Flossengewedel Wiedersehensfreuden bedeutete? Als Schandor ganz sachte den langen Kanal zum Bachbett hinüber frei machte, dauerte es ein Weilchen, bis ein Fischlein die Entdeckung machte, daß nun auch der

Weg zur Freiheit offen lag. Hui, wie es plötzlich hinausschoß! Ihm folgten andere: nach und nach ordneten sich die Scharen zum Auszug in den heimatlichen Bach. Die Freude der Kinder an der Freude der Fische war groß, es war ein inniges Erlebnis.

An einem schwülen Sommertage brach nachmittags ein Gewitter los mit Blitz und Donner und Hagel und Regen; das trieb die drei Kinder vom Spielplatz ins Haus. Ihnen auf dem Fuße folgte eine Greisin von verwildertem Aussehen. Regenfeucht umhingen weiße Haarsträhne ihr faltenreiches Gesicht und ihre Hakennase berührte fast das Kinn. Sie trug auf dem Rücken einen großen Korb und stützte sich beim Gehen auf einen knorrigen Krückstock. Kaum hatte sie bei den Bäckerleuten die Türe geöffnet, als der kranke Peperl entsetzt zu schreien begann, als ob er gespießt würde. Da drückte sie die Türe wieder zu und humpelte die Stiege hinauf, den drei Kindern nach. Mutter Lorent gewährte ihr Unterstand, nahm ihr den Korb vom Rücken und stellte ihr einen Stuhl nahe zum Herd, auf dem sie den Jausenkaffee kochte.

„Wärmt Euch nur gut aus, altes Mutterl, daß Ihr nicht krank werdet."

Den Jausenkaffee teilte Mutter Maria so ein, daß die Alte ein Töpflein voll bekam, und gab ihr dazu ein Stück Brot. Das brockte die Greisin in den Kaffee, aß schweigend und langsam, während sie die hageren Hände am Topf wärmte. Dabei ließ sie ihre grauen Augen in der Wohnung herumgehen und betrachtete angelegentlich prüfend Mutter und Kinder. Dann sagte sie, indem sie sich mit dem Handrücken den Mund wischte: „Ein Vergeltsgott wär' zu wenig für so viel Gutheit; aber

ich hab' was für die Kinder." — Sie hob das Tuch ab, mit dem sie den Korb verdeckt hatte, räumte einige Handvoll Huflattichblätter heraus und brachte ein Binsenkörbchen zum Vorschein, das gefüllt war mit großen, dunkelroten, duftenden Walderdbeeren.

Sie reichte es Mutter Maria. Ihr runzeliges Gesicht wurde helle, die Falten glätteten sich im Lächeln. Da gewannen die Kinder, die anfangs sich scheu von der Greisin ferngehalten hatten, Vertrauen, Maruscha griff nach den Erdbeeren und Schandor legte je ein Huflattichblatt für Agi und Koja, für Maruscha und sich auf den Tisch. Darauf wurden die Erdbeeren verteilt und die Kinder ließen sich's schmecken. Draußen rauschte ein Platzregen nieder; in der Stube wurde es dämmerig. Die Alte holte ein Spiel Karten unter ihrem Busentuch hervor, mischte, hob ab und legte die Karten in drei Reihen auf den Tisch. Dann sprach sie zur Mutter Maria: „Ob Ihr wollt oder nicht, ich prophezeie Euch die Zukunft. Und Ihr werdet noch oft an die Worte der Waldfrau denken. Die Schwammerliesel hat viel erfahren und sie weiß, was sie sagt."

Mutter Maria wehrte ihr nicht. Die Alte zeigte auf Maruscha und Schandor: „Die zwei gehören nicht Euch." — Dann vertiefte sie sich in die Betrachtung der Karten. Mit dem Zeigefinger von einer Karte zur andern fahrend, sprach sie langsam und jedes Wort wägend: „Reisen stehen Euch bevor, Reisen in die Fremde. — Und viel Tränen —; und wieder Reisen und wieder Tränen. — Aber zum Schluß viel Freud an Euren Kindern." Damit schob sie die Karten zusamen und barg sie wieder unterm Busentuch.

Indessen hatte der Regen aufgehört, die Sonne schien

durchs zerrissene Gewölk, die Stube wurde hell. Die Alte nahm ihren Korb auf, sagte ihr „B'hüt Gott" und ging.

Die Kinder schauten Mutter Maria an und Agi fragte: „Sag, Mutter, gibt's das, daß ein Mensch wissen kann, was kommen wird?" —

„O ja, die Schwammerliesel kommt viel herum, die wird wohl wissen, wer wir sind. Da hat sie leicht prophezeien: Reisen und Tränen; und wenn sie euch anschaut, warum soll sie nicht sagen, daß ich an euch noch Freud' erlebe, wenn ihr einmal groß seid? — Ich glaub's auch — und wenn mir's niemand vorausjagt. Ihr glaubt es ja auch, weil ihr es wollt." Da nickten Agi und Koja. Sie glaubten, was sie wünschten und das war gut.

Kojas Sehnsucht nach dem Walde, aus dem die Dorfkinder täglich Erdbeeren brachten, trieb ihn dazu, mit Schandor und Maruscha die Streifungen über die Rufweite des Hauses auszudehnen. Mutter und Agi fanden sich darein, wenn er nur zu den Mahlzeiten da war. Und Mutter Maria glaubte, ihren Jungen genug gewarnt zu haben, daß er nicht in den Bergwald eindringe. Sie hatte ihm ja von den fahrenden Zigeunern erzählt, die in Bergschluchten ihr Lager hatten und von denen der üble Ruf ging, daß sie Kinder zu stehlen pflegten, um sie an Komödianten zu verkaufen. Sie hatte ihm Angst gemacht vor den giftigen Schlangen, den Kreuzottern, die sich im Steingeröll aufhielten und deren Biß für Kinder tödlich war. Und Koja wagte lange nicht, seine Streifungen weiter auszudehnen, als bis zum nahen Waldrand, dessen Erdbeerbestand schon von der Dorfjugend ausgeplündert war. Er wurde aber immer wieder von der guten Hausfrau zum Mithalten eingeladen, wenn sie für ihren Peperl Erdbeeren

gekauft hatte. Da wuchs seine Sehnsucht nach dem Walde, bis sie stärker wurde als die Angst vor Zigeunern und Schlangen.

Er einigte sich mit Schandor und Maruscha, daß sie mitsammen in den Wald gehen wollten, nicht weit, nur bis dorthin, wo es genug Erdbeeren gäbe. Und er hoffte dabei, den Rübezahl zu sehen, wenn auch nur ganz von weitem.

An einem sonnigen Tag marschierten die drei Kinder aus, gerade als die Dampfpfeife der Webfabrik ein Uhr tutete, sie gedachten zur Jause wieder daheim zu sein. Koja hatte sein rohleinenes Gewand an, das die Mutter tags vorher nach dem Waschen gebügelt hatte; auf dem Kopfe trug er ein gesticktes Samtkäppchen mit einer Quaste; das hatte Agi für einen Kunden gestickt, aber leider zu klein gemacht; Maruscha trug ein fast weißes, zart geblumtes Waschkleidchen und dazu einen gelben, breitkrämpigen Strohhut mit himmelblauem Bande. Schandor hatte ein rohleinenes Turnergewand an, das dem Kojas ähnlich war; auf dem Kopfe trug er einen noch ziemlich neuen Strohhut. Koja fühlte sich als der Führer; war er ja doch schon im Kunietitzer Wald gewesen. Beim Anstiege hinter dem Wohnhause begannen die Erlebnisse. Grillen, die vor ihren Wohnhöhlen gezirpt hatten, brachten sich beim Nahen der Kinder in Sicherheit. Winzige himmelblaue Schmetterlinge umgaukelten rosige Blüten*, die wie geflügelte Schifflein aussahen und auf stacheligen Stengeln saßen. Auch der braune Schmetterling war da und er tat Koja den Gefallen, von einer Blüte auf den benetzten Finger

* Hauhecheln, Schmetterlingsblütler.

herüber zu kommen um Speichel zu saugen. Und oben, wo der Wiesenpfad die Höhe des Hügels erreichte, lag richtig Kojas gute Bekannte, die Eidechse, auf dem Grenzstein in der Sonne, wie er es vorausgesagt hatte. Sie ließ sich von den Kindern bestaunen, die auf den Fußspitzen vorbeischlichen, um das schöne Tier nicht in seinem Wärmebehagen zu stören. Wo eine Ameise den Wanderern über den Weg lief, da wichen sie ihr aus. Sie waren die Riesen und die Ameise war ein geschäftiges Zwerglein. Der breite Hügelrücken war mit wogenden Kornfeldern bedeckt. Die dehnten sich weithin und verbreiteten einen eigenen Duft, der an frisch gebackenes Brot gemahnte. Dann aber kam ein unbebauter Feldstreifen, rastendes Ackerland, ein Brachfeld, das sich über die Nordlehne des Hügels zum Talgrund erstreckte. Da durften die Kinder wohl drüber. O wie herrlich bunt war es von blühenden Unkräutern: Die Kornblumen standen hier viel höher als im Getreide; sie trugen viel mehr Blütensterne und noch höher ragten die schlanken Kornraden mit ihren violetten Blüten, ganze Büsche von Klatschmohn leuchteten grellrot, stachelstarrende Distelriesen trugen rosarote Blütenpinsel an den nickenden Wipfelzweigen. Auf dem Boden aber gab es zart weiß blühenden „Hühnerdarm" und manches dunkelblau und wunderbar rot blühende Kräutlein, dessen Namen Koja damals noch nicht kannte. Es war der giftige Gauchheil. Und — o Wunder! — Stiefmütterchen wuchsen da wild, sie waren wohl viel kleiner als die im Garten der Großmutter, aber ihre oberen Blumenblätter waren wie dunkler, veilchenblauer Samt, der sich vom gelben Inneren der Blüte kräftig abhob. Koja drehte ein solches Ackerveilchen um, so daß der

fünfblättrige Kelch unter den Blumenblättern sichtbar wurde. Er versuchte es, Maruscha und Sandor zu wiederholen, was ihm die Großmutter gesagt hatte, warum denn diese liebe Blume Stiefmütterchen heißt: Ihre Blumenblätter sitzen auf grünen Blättchen wie auf Sesselchen. Das unterste und größte, das zierlich gestreifte gelbe Blumenblatt ist die Stiefmutter. Die hat das schönste Kleid und sitzt breit auf zwei Stühlen. Links und rechts von ihr sitzen ihre eigenen Töchter auch in lichten Kleidern, jede auf einem Stühlchen. Oben aber, weit weg von der Stiefmutter, sitzen die zwei Stieftöchter, beide zusammen auf einem einzigen Stühlchen; sie tragen dunkle Trauerkleider, denn sie trauern um ihre rechte Mutter.

Maruscha nickte wiederholt, als hätte sie alles begriffen, Schandor aber drängelte vorwärts, denn drüben jenseits der Talsohle lockte schon der Hochwald, dessen Fichten durchsetzt waren mit weißleuchtenden Birken; und ganz in der Ferne ragten Felsen empor wie verwittertes Gemäuer. Am Waldrand gab es weiß und rosarot blühende Katzenpfötchen und mit gelben Blüten übersäte Besensträucher, die Koja an den Kunietitzer Wald gemahnten. Von Erdbeeren waren wohl abgeerntete Stauden, aber keine reifen Früchte da.

So rückten die Kinder vor, die bewaldete Lehne hinan. Und immer Neues war zu sehen und zu hören, das weiter lockte, immer weiter: Zwei Eichhörnchen, die in den Baumkronen Fangen spielten, Kohlmeisen, Blaumeisen, Stieglitze und ganz winzige, gelbbehäubte Goldhähnchen.

Der moosige Waldboden war bunt mit gelben, roten und bläulichen Schwämmen besetzt; es mochten wohl gif-

tige sein. Und noch immer keine Erdbeeren! Aber schaurig schön war der Hochwald. Die Stämme stark und gerade und hoch, das Dunkel darunter rätselvoll. Über schwellende Moospolster stiegen die Kinder bergan, um riesige Felsblöcke herum, die von Baumwurzeln zersprengt und umspannt waren. Dazwischen hohe Büsche von Farnkräutern. Es war der richtige Märchenwald. Wo nur Rübezahl blieb? Hier mußte er doch zuhause sein! Die Kinder drangen zwischen den Felsblöcken und Riesenstämmen vor, von deren Ästen graue Bärte niederhingen. Sie gingen lange, lange. Da wurde es lichter vor ihnen, der blaue Himmel lugte durch die Baumstämme. Und sie traten hinaus auf eine grüne Waldwiese, die da und dort mit Haselstauden, Himbeer- und Brombeersträuchern und hochstengeligen Königskerzen bestanden war. Große Schmetterlinge, gelbe schwarzgepunktete, und schwarze weißgeränderte, flatterten träge von Blume zu Blume. Nach der tiefen Stille des Waldinneren klang hier das Gezirpe der Heuschrecken und das Summen der Bienen desto aufdringlicher. Da leuchtete eine große Erdbeere hellrot aus dem Grase, dort eine und wieder eine; und dann sahen sie der Erdbeeren so viele, daß sie sich ins Gras legten und darauf lospflückten. Es war Jausenzeit und sie hatten Hunger. Und der Erdbeeren war kein Ende. Als Koja genug gegessen hatte, dachte er an Mutter und Agi. Er belegte den Boden seiner Samtmütze mit Haselnußblättern und begann Erdbeeren darauf zu lagern. Als die Mütze gehäuft voll war, schützte er auch die äußeren Brusttaschen seiner Leinwandjoppe durch eingelegte Blätter und füllte sie prall mit den rot und weiß leuchtenden, vor Sprödigkeit rauschenden Früchten.

Dann hatte er noch Raum in den Hosensäcken. Auch die wurden gefüllt; und vorsichtig mußte er gehen, um die Früchte nicht zu zerquetschen. Schandor machte ihm's nach; er füllte seinen Hut und die Säcke seiner Kleider mit Erdbeeren. Maruscha hatte ihren Strohhut als Körbchen an den linken Arm gehängt und so viel Erdbeeren hineingeladen, daß er schwer niederhing. Jetzt pflückte sie emsig weiter, um auch die Schürze zu füllen, die sie mit der linken Hand hinaufgerafft hatte. Da waren die Kinder bei einem großen Himbeerstrauch angelangt und ließen sich die duftenden Früchte schmecken, die so ganz anders waren als die Erdbeeren. Plötzlich schraken sie zusammen. Im Laube unterm Strauche hatte es geraschelt. Eine dunkle Schlange entrollte ihren Leib. Sie bog züngelnd und zischend den Kopf zurück. Da stürzten die Kinder davon, Hals über Kopf, quer über die Wiese und sahen sich nicht um, ob ihnen die Schlange folgte.

Erst als sie den mit Fichtennadeln bestreuten Waldboden unter den Füßen hatten, blieben sie keuchend stehen. — Ganz anders sah die Stelle aus als jene, wo sie den Wald verlassen hatten. Wohin sollten sie sich wenden? — Ratlos schauten sie sich um. Wo waren sie hergekommen? Auf welcher Seite lag Alt-Paka? — Oh, hätten sie doch ein Zweiglein geknickt zum Zeichen, wo sie aus dem Walde gekommen waren! Als sie so unschlüssig standen, hörten sie in der Tiefe des Waldes ein leises Knacken und Knistern von Reisern. Es kam näher

und näher; dann entfernte sich's, verstummte; dann knackte es wieder vernehmlich. — Was war es, das dort im Finstern ging? — Da löste sich das Wort von Kojas Lippen: „Rübezahl!" — Maruscha flüsterte bange fragend: „Rübezahl?" — dann aber rief Schandor zwischen den vorgehaltenen Händen: „Rübezahl!"; es hallte weithin. Und mit veränderter Stimme kam es von drüben jenseits der Wiese zurück: „Rübezahl!" — Wie war er nur gleich so weit hinübergelangt? Hatte er die Kinder übersprungen? — Er sollte doch kommen, ihnen den Weg weisen. Nun verlegte sich Koja aufs Bitten: „Lieber, guter Rübezahl, komm und führ' uns zur Mutter!" — Da scholl es spottend herüber „zur Mutter!" — Und wieder knackten die Zweige. Etwas Rötlichbraunes bewegte sich dem Lichte zu. Da stand es im Wiesengrunde. Ein schlankes Reh war es; ob es Geweihe trug oder nur die Lauscher so hoch gestellt hatte, vermochten die Kinder nicht zu unterscheiden. Aber viel schöner war's als das Reh im Bilderbuch. Es äugte neugierig nach den Kindern herüber. Dann äste es vom Laub des nächsten Haselbusches und hielt von Zeit zu Zeit ein, um zu sichern. Oh, die Kinder rührten sich nicht. Ein lebend Reh zu sehen, mitten im Märchenwalde, war ihnen eine Lust, die sie auskosten mußten so lange als möglich.

Vor lauter Schauen und Bewundern vergaßen sie ganz, daß sie den Rübezahl erwarteten. Äsend ging das Reh langsam weiter über die Wiese, immer wieder ein Weilchen sichernd, ob denn kein Feind da sei. Jetzt näherte er sich dem Himbeerbusch — und es wußte nichts von der Schlange. Es mußte gewarnt werden. Da klatschte Koja in die Hände —; das Reh zuckte zusam-

men und in langen Bogensprüngen floh es hinüber in den Wald und bald sahen die Kinder nur noch den weißen Spiegel auf und ab hüpfen, bis auch er verschwand. — Es war gerettet! Koja war froh. Da zupfte ihn Maruscha am Ärmel. — „Ich möchte zu der Mutter!“ — Und wieder kam die bange Frage: Wohin? Koja fühlte plötzlich die ganze Verantwortung des Führers. Und er wußte nicht wohin! — Wenn er die beiden statt heimzu vielleicht immer weiter weg führte, wo der Wald kein Ende hatte? Wenn die Nacht kam und sie keine Hütte fanden, um darin zu schlafen? — Oder wenn sie der Hexe in die Hände liefen, die sie in den Schweinekoben sperrte, um sie zu mästen! Noch wahrscheinlicher aber war es, daß sie irgendwo mit Zigeunern zusammentrafen. — Auch an Bären mußte Koja denken. Von Agi wußte er ja, daß es in Wäldern Bären gab!

Im Walde war es merklich dunkler geworden. Da trat Koja in die Lichtung zurück. Vom Himmel schimmerte die Abendröte nieder, noch konnte er die Büsche unterscheiden. Vielleicht gelang es ihm doch, die Stelle zu finden, wo sie herausgekommen waren. Er suchte hin und her. Ach nein, es sah ja von außen der Waldrand überall anders aus als von drinnen! Kojas Ratlosigkeit wurde bei seinen jungen Gefährten zur Angst. Sie hielten sich an den Händen und zäppelten Koja nach hin und her; und immer weinerlicher wiederholte Maruscha ihren Wunsch: „Ich möcht' zu der Mutter!“ Koja überlegte: Auf Rübezahl war kein Verlaß. Vielleicht half der Schutzengel. — Wozu hatte er denn seinen Schutzengel? — Da kniete er ins taufeuchte Gras und begann den Schutzengel zu bitten, er möchte doch erschei-

nen und den Weg weisen. Schandor und Maruscha folgten Kojas Beispiel. In seinem Gebet hatten sie das eine Wort verstanden „andĕl“ *. — Da beteten sie ungarisch zu ihrem vedangyal. — Und sie suchten Koja zu überbeten. — Dann standen alle drei auf und warteten, ob ein Engel kommen würde oder gleich drei. — Das Abendrot verglomm, der Himmel wurde dunkelgrau. Auf die Waldwiese senkte sich feiner zartbläulicher Nebel. — Zwischen den Bäumen aber war's finstere Nacht. Und kühl war es geworden. In der Luft lag ein herber Duft von feuchtem Laub und Moos. Die Kinder warteten fröstelnd. Aber kein Engel erschien.

Schon füllten sich ihre Augen mit Tränen. — Da erscholl fernher durch den Wald gedämpfter Glockenklang — das Abendläuten von Alt-Paka! — Anders als die Kinder es gehofft hatten, war ihnen jetzt geholfen. Koja ordnete nun die Dreierreihe. Voran ging er als der Älteste, Maruscha hielt sich an seiner Joppe fest und Schandor an Maruschas Rocksaum, daß sie einander nicht verlören. Nur geschwind, so lange die Glocke tönte, durch den Wald geradeaus auf Alt-Paka zu. Aber es ging nicht schnell. Im Walde war finstre Nacht. Da konnte Koja nur langsam vordringen, immer mit der freien Rechten vor und hin und her tastend, daß er nicht mit der Nase an einen Baum stieß, während seine Linke die Mütze mit den Erdbeeren ganz nahe an die Brust hielt. Es war ein mühselig Vorwärtstappen, Tasten, Stolpern. Denn immer wieder stieß sein Fuß gegen einen Stein oder einen Baumstrunk, den er erst um-

*andel (sprich ándjel) = Engel; vom griechischen angelos = Bote; ebenso das ungarische Lehnwort „angyal“ (sprich andjal)

gehen mußte, um dann wieder in die Richtung zu kommen, der schallenden Glocke entgegen. — Mit einem wimmernden Ton hörte das Läuten auf. Und jetzt war es, als erwachten die unheimlichen Bewohner des Waldes. Es krabbelte, knisterte, raschelte auf dem Boden um die Kinder her. Waren es Mäuse, waren es Schlangen? Waren es Wichtelmännlein oder gar Kröten? — Und manchmal schimmerte etwas Hageres, Hohes durch den Nebel. Ob es ein Waldgespenst war oder nur ein Baum, an dem vom Himmel her das schwache Licht niedersickerte? — Je mehr das Grauen und Gruseln den Führer peinigte, desto hastiger tappte er vorwärts; sein ausgestreckter Arm wurde müde und schwer und begann ihn zu schmerzen. Er vermochte nicht mehr, ihn schnell hin und her zu bewegen; er vermochte nicht mehr, ihn wagrecht zu halten. Da — bum — rannte er mit der Stirne gegen einen Baum. Er schrie nicht auf; die Angst verschloß ihm den Mund. Wer weiß, ob nicht ein Bär in der Nähe war. Und immer häufiger wurden die Geräusche, deren Urheber unsichtbar waren. Da hörten die Kinder leisen Flügelschlag und gleich darauf einen Ruf wie eine unwillige Menschenstimme: Komm mit, komm mit!* Ach, was half alles Fürchten! Nur vorwärts, vorwärts! — Aber der Wald wollte kein Ende nehmen. Koja hatte vielleicht die Richtung verloren und entfernte sich vom Rande, statt sich ihm zu nähern. Und plötzlich geriet er in dichtes, abgestorbenes Unterholz, dessen spröde Zweige ihm entgegenstarrten. Er wich im Bogen nach links aus, da merkte er, daß der Boden anstieg und er sollte doch hinunter gelangen ins Tal. Was tun? Umkehren? — Ihm war das Weinen

*„Quo-it" der Ruf des Steinkauzes („Totenwichtel").

nahe. Er blieb stehen; da stieß ihn Maruscha mit der Stirne in den Rücken. Plötzlich gewahrte er ein grünliches Licht. Ein Fünklein nur war es; das schwebte in unbestimmter Ferne, verschwand und tauchte wieder auf. Und andere Lichtlein erschienen. Sie führten in der Luft einen Tanz auf. Sie taumelten zu Boden wie fallende Sternlein und andere schwebten im Bogen empor. — Brannte dort ein Feuerchen, über dem die Funken stoben? — Was es auch wäre, er ging darauf los. Und so kam er aus dem Walde heraus. Maruscha und Schandor drängten sich an ihn und er hörte sie leise weinen. Da sah er unter dem Funkenstieben auf dem Boden größere Lichtlein, weißglühende. Die bewegten sich langsam. — Er beugte sich nieder. Es waren leuchtende Würmchen.* O Wunder! Zaghaft berührte er eines mit dem Finger. Es brannte nicht. — Wie ging das nur zu? Leuchten und nicht brennen? Aber jetzt war keine Zeit für das wunderbare Rätsel. Ein Glücksgefühl kam über den kleinen Führer. Sie waren aus dem schrecklichen Walde heraus! Freilich anderswo, als er vorgehabt hatte. Nicht im Tale vor dem Hügel, hinter dem das Wohnhaus lag, sondern auf ebener Höhe. Da war kein Nebel, die Luft war lau und duftete zart nach Brot. Vor den Kindern dehnte sich ein unübersehbares Kornfeld, dessen Halme sich im Abendwinde aneinander rieben und sanft rauschten, während unzählige Grillen die Luft mit ihrem Gezirpe erfüllten. Die nickenden Ähren waren in der Höhe von Kojas Augen. Was tun? Ging er nach links oder rechts ums Feld herum, so kam er ganz aus der Richtung. Und geradeaus durchs Kornfeld gehen durfte man nicht. Großmutter und Mutter hatten es oft

*Die flügellosen Weibchen des Johanniskäfers.

gesagt: Das Korn ist eine Gabe Gottes, es soll ja Brot daraus werden — Brot für Arme und Reiche. Es ist schwere Sünde, durchs Kornfeld zu gehen. — Da fühlte Koja, daß Maruschas Hand sich in seinen Arm krampfte. Er folgte der Richtung ihrer Blicke. — Etwas Dunkles, Zottiges stand dort am Rand des Waldes — „ein Bär!" — „Ein Bär!" Und ob es auch Sünde war, Koja stürzte sich ins Gewoge der Getreidehalme. Ihm nach Maruscha, an seinen Rock geklammert, und Schandor ihr auf den Fersen. Mit der Rechten bog Koja die Halme zur Seite und hastete vorwärts, nur durch, durch! — Da wuchs im Korn das Säuseln und Knistern und Rauschen an; ein Knacken und Flüstern und Raunen der Halme war um die Kinder her. Und dann war ihnen, als hörten sie hinter sich das Tappen und Schnauben des Bären. — Entsetzlich peinigte Koja die Reue, daß er die Kinder durchs Kornfeld führte. Es wurde ihm heiß und bange. Das Ährenfeld schien endlos! Gingen sie denn im Kreise, daß sie nicht hinauskamen? — Da blieb er mit einem Fuß im Unkraut hangen, stolperte und plumpste der Länge nach hin. Maruscha fiel auf ihn und Schandor fiel auf Maruscha. Die Erdbeeren in Kojas Mütze, die Erdbeeren in den Säcken seiner Kleider waren zerquetscht; er fühlte ihren kühlen Saft auf Brust und Beinen. Und über seinen Rücken rieselte nieder, was aus Maruschas und Schandors Erdbeeren ausgepreßt war. — Maruscha quiekte, Schandor lachte, Koja stöhnte. Da fuhr den Kindern der Schreck in die Beine. Hinter ihnen rauschte es in den Halmen. Der Bär! Sie rappelten sich auf und hasteten wieder vorwärts. Und als plötzlich der Widerstand der Halme aufhörte, griff Koja ins Leere und wäre beinahe wieder hingepurzelt.

— Vor ihm senkte sich ein Wiesenhang zu Tale, von dem ihm der würzige Duft der ausgebreiteten Heuschwaden entgegenströmte, drüben stieg wieder ein Hügel an und hinter ihm ragten Pappeln und ein Türmchen zum Himmel. — Dort war Alt-Paka. Schon wollte er im Laufe talab und hügelauf. Aber, o neuer Schrekken! — Wie eine große feurige Kugel lag der Vollmond auf dem Hügel und vor der Mondscheibe standen zwei dunkle Gestalten! — Gespenster! — Einen Augenblick überlegte Koja: „Laufen wir hinüber, packen uns die Gespenster, bleiben wir stehen, frißt uns der Bär. — Was tun?" — Da scholl es von den Gespenstern herüber: „Maruscha, Schandor!" Es klang so flehend und wehmütig! — Dann gleich darauf lang hingedehnt: „Koo — ja!" Da stürzten die Kinder den Abhang hinunter und liefen den Hügel hinan. — Atemlos kamen sie bei ihren Müttern an und verbargen sich hinter ihren Schürzen, wie Küchlein sich vor dem Habicht unter den Flügeln der Glucke verbergen. Jetzt konnte ihnen der Bär nichts mehr tun. — Schon war er da. — Er keuchte, er tappte und schnupperte. — Da schaute Koja unterm Saume der Schürze hervor; und nun erkannte er Zikán, den alten Hund. — Der hatte den Müttern geholfen die Kinder suchen.

Jetzt erst wagten sich die drei Waldläufer heraus. — So groß und schwer Koja war, seine Mutter hob ihn empor und küßte und herzte ihn. Und als er ihren Mund, ihre Augen und Wangen mit Küssen bedeckte, schmeckte er, daß ihre Tränen salzig waren.

Maruscha saß auf dem linken Arm ihrer Mutter und hatte beide Ärmchen um deren Hals gelegt. Schandor aber hielt den Hund am zottigen Fell und ließ sich von

ihm hin und her zerren. Das gute Tier war ganz toll vor Freude. — Vom Erdbeerbrei stieg ein wunderbar süßer Duft auf. Und was köstlicher war? Das Liebkosen der Mutterhände. — Die Kinder wunderten sich, daß die Mütter nicht schalten; merkten sie denn nicht, daß die Kleider mit Erdbeersaft versudelt waren? Im Heimwärtsschreiten erzählten die kleinen Abenteurer überlaut und prahlend von ihren Erlebnissen. Vorm Bäckerhause kam ihnen Agi entgegen. „Pst, seid doch stille! Der Pepi ist heut' nachmittag gestorben. Der Tischler hat den blauen Sarg gebracht." Da wußten nun die drei Kinder, warum ihre Mütter nicht gescholten hatten.

Robinson

Am Begräbnis des kleinen Peperl nahm Koja nicht teil. Aus seinem Kohleinen-Anzug waren die Flecken nicht herausgegangen. Durch das Hinscheiden des kranken Kindes war in dem Leben der gesunden Kameraden keine merkbare Lücke entstanden. Kojas, Schandors und Maruschas Seelen waren der schönen Gegenwart voll. Der Wald, in dem nach ein paar Regentagen die eßbaren Pilze reichlich wucherten, wurde nun — da sie mit ihm vertraut waren — ihr Lieblingsaufenthalt. Nur durften sie nicht mehr allein herumstreifen; sie mußten immer den alten Hund mitnehmen. Auf den war doch Verlaß, daß er heimfände. Das frühe Sterben des Peperl, der als zarte Zimmerpflanze immer vor Wind und Sonnenbrand und Regen behütet worden war, hatte den Müttern eine ernste Mahnung gebracht. Mochten ihre Kinder sich draußen abhärten, mochten sie

es lernen, den Zigeunern auszuweichen, mochten sie Tollkirschen und Giftpilze meiden und sich vor den Schlangen hüten, mochten sie in Freiheit erstarken für ein Leben, das der Gefahren voll ist.

Wenn sich die Pilzernte lohnen sollte, mußten die Kinder beim Morgengrauen aus den Betten und dann wacker ausschreiten, daß ihnen nicht andere Waldläufer zuvorkamen; denn die arme Bevölkerung schätzte die Schwämme als Ersatz für die Fleischnahrung.

Was Koja an Erdbeeren eintrug, teilte er mit Agi und Julie, der er auch manches Sträußlein „Katzenpfötchen" zutrug. Die Kornernte setzte ein, und als die Felder leer waren, die Scheunen aber voll des Früchtesegens, gab es im Dorfe ein fröhliches Fest: Kirchweih mit Jahrmarkt. Zu beiden Seiten der Dorfstraße hämmerten die Krämer an ihren Bretterständen, auf dem Platze neben der Schule wurde das Zirkuszelt aufgeschlagen, auf einer gemähten Wiese das Ringelspiel aufgestellt mit seinen grell bemalten Karossen und scheckigen Holzpferdchen, die als kühne Springer erstarrt schienen. Am nächsten Morgen bekam Koja von Agi zwei Kreuzer mit der Weisung: „Kauf dir etwas, was dich lange freut." — Und als er am Kaufmannsladen der Niederle vorbeikam, schlüpfte Julie aus der Tür und drückte ihm sechs Kreuzer in die Hand. Jetzt war er reich. Wieviele, wie herrliche Möglichkeiten hatte er in der Hand! O köstliche Freiheit der Wahl! Krampfhaft schloß er die Faust um sein Geld. Er wollte gescheit wählen. Erst wollte er den ganzen Jahrmarkt gesehen haben, bevor er sich für etwas entschied. So zwängte er sich denn durchs Gewoge der Kinder und Erwachsenen, die plaudernd und lachend sich von Bude

zu Bude schoben, während drei Drehorgeln und eine Menge Ausrufer einen festlichen Lärm vollführten. Er sah vor dem Lebzelterstand glückliche Kinder reicher Leute, die Süßigkeiten knusperten und dazu aus funkelnden, kantig geschliffenen Gläschen Meth tranken. Aber er schloß die Faust fester und forschte weiter. Er sah den Mohren, der ein Kamel am Halfter führte und zum Besuche des Zirkus einlud, während der Affe auf dem Buckel des Kamels eine Trommel und ein Becken bearbeitete: Bum! — Bum! — bumbumbum! — Er begegnete Schandor, der auf einer Kindertrompete tutete; und Maruscha trug eine neue Puppe; dann kam ein Schulkamerad, der auf einer Trommel wunderliche Wirbel schlug. Groß waren die Versuchungen bei den Zuckerlständen. Sollte sich Koja eine Tüte gemischter Bonbons kaufen, an denen er lange naschen konnte, oder ein Pfeifchen aus rotem Hartzucker, das einen hellen Ton gab und dann noch gelutscht werden konnte? Sollte er zwei Marzipanherzen kaufen, eines für die Julie und eines für die Agi? Oder sollte er lieber in die Zirkusbude eintreten, wo eine Riesendame als Schlangenbändigerin zu sehen war, und außerdem noch ein Bär, ein Affe, ein Krokodil, ein Löwe, ein Papagei, und wo er hätte auf einem Kamel reiten können wie einer der drei Könige aus dem Morgenlande? — Oder sollte er in der Schießbude versuchen, eines der an Schnüren pendelnden Eier entweizuschießen, um als Preis einen silbernen Viertelgulden zu gewinnen? Dann war ein Weltpanorama da. Dort konnte man Jerusalem sehen und Prag und Wien und Paris und das große Meer. Noch schwankte Koja zwischen dem

Zirkus und dem Weltpanorama. Schon lockerten sich die Finger, die sein Jahrmarktgeld umspannt hielten, da ertönte im Ringelspiel daneben eine überlaute Drehorgel; dazu begannen die Tschinellen und Triangeln zu klingen. Da gab es Koja einen Riß. — Er wendete sich dem Ringelspiele zu. Nur zuschauen und zuhören wollte er; das kostete ja nichts. All die roten und blauen und goldgeränderten Wagen waren im Nu mit Kindern besetzt. In einem saß Maruscha mit ihrer Puppe, stolz wie eine Königin mit der Prinzessin, und dicht hinter ihr ritt Schandor auf einem Apfelschimmel, in der Rechten einen Stabdegen. Und als sich das Ringelspiel zu drehen begann, bäumten sich alle Pferde auf, senkten sich und wiegten sich, und die kleinen Reiter sahen mutig drein. Ein jeder neigte sich vom Sattel aus nach außen und holte mit dem Degen zum Stoße aus; und wenn er an der Säule vorbeiritt, stach er einen der Metallringe weg, die nacheinander aus einer Rinne hervorkamen. Es waren viele eiserne und darunter ein messingener. Und wer das Glück hatte, den Messingring auf seinen Degen zu bekommen, der durfte das nächstemal umsonst rundherumfahren. — Wie kühn die Reiter im Sattel saßen (wo sie angeschnallt waren), wie ihre Augen funkelten beim Ringelstechen! Da begannen Kojas Wangen zu glühen. Wenigstens einmal mußte er mit dabei sein! Er opferte zwei Kreuzer und durfte einen Eisenschimmel besteigen, der eine ziegelrote, goldgesäumte Schabracke hatte. — Mit einem Hochgefühl, als ritte er ein wirkliches, ein lebendiges Pferd, saß er oben und sah stolz herab auf die vielen Zuschauer, die Kopf an Kopf sich ums Geländer drängten. Dann packte ihn die Gier, den gelben Ring zu ge-

winnen. Aber vor ihm mußten noch viele graue weggestochen werden. — Er bohrte seinem Reitpferd die Absätze in die Weichen; schneller, schneller herum sollte es gehen. Bald hatte er drei Ringe aufgereiht, lauter eiserne, und als es zum letztenmal rundherumging, da war der Messingring weg, ein andrer hatte ihn gestochen. Wieder opferte Koja zwei Kreuzer vergebens. Er wagte es zum drittenmal. Er wollte sich das Glück erzwingen. — Und wieder war's umsonst gewesen. Es ließ sich nicht zwingen. Da schlich Koja enttäuscht weg vom Ringelspiel. Zwei Kreuzer waren ihm geblieben. Eine Menge Möglichkeiten, viel Freiheit der Wahl hatte er verspielt. — Jetzt wollte er gescheit sein, ganz gescheit. Er wollte etwas kaufen, an dem er sich recht, recht lange freuen konnte. Es gab da so vieles; aber jede schöne Sache kostete mehr als zwei Kreuzer!

Wie leid war ihm, daß er fast sein ganzes großes Vermögen vergeudet hatte. Mit dem Gefühl des Armgewordenen schlich er zurück, die Reihen der Buden entlang. Da kam er zu einem offenen Stand, an dem ihn früher die Menge vorbeigedrängt hatte. Auf ein paar umgestürzten Kisten war allerlei Gedrucktes aufgelegt. Gebetbücher, Kalender, Heiligenbildchen, Spielkarten, Traumbüchel und dünne Geschichtenbüchlein.

Und der Mann hinter der Kiste, ein buckliger, verhutzelter Alter mit kurzgeschnittenem, grauen Bart und kahlem Kopf, rief Koja an: „Kaufen Sie mir was ab, schöner junger Herr! Da hab' ich das Märchen von der Prinzessin und dem Schweinehirten und da die wunderbare Geschichte von Robinson, wie er übers Meer gefahren ist, wie der Sturm sein Schiff zerschlagen hat,

wie er auf einer einsamen Insel gelebt hat und wie er sich alles beschafft hat, was er gebraucht hat. Und das ist gedruckt auf acht Blättern, groß und leicht zu lesen und doch so wunderbar! — Sie können doch schon lesen, junger Herr?" Schon hielt Koja das dünne Heftchen in Händen; es war federleicht und das hadrige Papier war holprig vom Durchdruck der Lettern. Seine Augen konnten sich nicht losreißen von dem kleinen, rohen Titelbildchen, das einen langbärtigen Mann darstellte, angetan mit zottigen Fellen, eine hohe Pelzmütze auf dem Kopfe, in den Händen einen plumpen Schirm, der einem Strohdach ähnelte. Auf seiner Schulter saß ein sehr großschnäbeliger Papagei. An seine Hüfte schmiegte sich ein hochbeiniges Tier, von dem Koja nicht wußte, ob es ein Reh wäre oder eine hörnerlose Geiß. Und über alles ragte ein Baum, der hatte gar keine Äste aber einen breiten Blätterschopf, eine Palme wie im Morgenlande. Koja zitterte vor Begierde, das Büchlein zu erwerben. Langten zwei Kreuzer hin, etwas so Wunderbares zu kaufen? Kleinlaut zeigte er dem Alten seine Barschaft: „Ich hab' aber nur zwei Kreuzer." Der Buchkrämer schüttelte den Kopf. Kojas Augen wurden feucht. Da verschönte ein Lächeln das runzelige Gesicht des alten Mannes; es war ein Lächeln großer Güte. — Er nahm Koja die zwei Kreuzer vom Handteller und gab ihm den Robinson. „Sie werden viel Freude haben beim Lesen. Und Sie werden es nicht nur einmal lesen, sondern immer wieder und wieder." Da dankte Koja dem Alten wie einem großen Wohltäter und trabte heimzu.

Mutter und Agi lobten ihn, daß er sein Geld so gut angewendet hätte. Da schämte und freute er sich in

einem und erzählte, daß er beinahe alles Geld verspielt hätte beim Ringelstechen.

Agi verschlang das Büchlein mit den Augen, die nur so hinhuschten über die Zeilen, während ihre Hände unbeaufsichtigt die Stricknadeln klappern ließen. Was waren für Agi ein paar Druckseiten! Dann aber legte sie den kaum begonnenen Strumpf in den Schoß: „Mutter, Koja, hört jetzt zu, ich will euch's vorlesen." Die Mutter nahm ihr den Strickstrumpf ab und setzte sich auf den Schemel zu Füßen Agis, die auf der Gewandtruhe thronte. Koja schmiegte sich an die Knie der Mutter und lehnte seinen Kopf an ihre Schulter. So genossen die drei zum erstenmal die wunderbare Geschichte des Robinson; sie erlebten innerlich seine Nöte und seine Schaffensfreuden.

Zweisiedler im Wald

In des kleinen Waldläufers Seele war mit dem Erleben des Robinson viel Wunderbares eingezogen, wunderbar darum, weil es ihm fremdartig war, viel Niegesehenes, vieles, das von seiner Einbildungskraft verklärt wurde. Er hatte auf der Elbe Kähne gesehen und Flöße, aber Seeschiffe und Meer kannte er nur aus Bildern. Da war ihm die Julie recht zum Wiederlesen des Robinson, die hatte vom Bruder Lubor Bücher mit Bildern vom Meer, von Inseln, Schiffen, fremden Tieren und Pflanzen. Mit ihr setzte er sich auf die Steinbank vor dem Bäckerhaus und wollte ihr vorlesen. Aber die deutschen Lettern, in denen das Büchlein

gedruckt war, mit ihren Ecken und Ranken und Schwänzlein machten ihm Schwierigkeiten, da er nur Lateindruck gewöhnt war. Da las denn Julie laut vor, mit dem Zeigefinger langsam weiterrückend, und Koja las halblaut mit oder besser gesagt immer ein bißchen nach.

Es kamen Regentage und Koja las die Geschichte wieder und wieder sich selber vor. — Und je schneller das ging, desto unzufriedener wurde er damit, denn die Geschichte dauerte ihm viel zu kurz. Wäre sie nicht länger gewesen, wenn nicht ein Schiff gestrandet wäre, das dem Robinson alles brachte, was er brauchte: Beil und Säge, Hammer und Nägel, Tuch und Fäden, ja sogar Rum und Tabak und Geld, Pistolen, Gewehre und Pulver? Und noch etwas verminderte nach und nach Kojas Freude an der Robinsongeschichte: Es war kein Mädchen da, das Robinsons Hausmütterchen geworden wäre. Wie schön hätte das sein können!

So wünschte er sich denn aus der Geschichte das gestrandete Schiff weg, damit Robinson sich immerfort eines nach dem andern selber ausdenken und machen müßte. Er wünschte sich den Freitag weg und hätte dem Robinson dafür ein wildes Mädchen vergönnt, das der hätte in allem unterrichten können und das dann selber mitgeholfen hätte, im Hause alles zu erdenken und durchzuführen, was das Leben schön macht. Und so kam er denn in seinen Träumereien allmählich von der alten Geschichte ab und dachte sich selbst in eine neue, in eine eigene hinein. Er wurde der Einsiedler. Und weil er oben im Bergwalde besser Bescheid wußte als auf dem Weltmeere, blieb er mit seinen Wachträumen in der Heimat. Da fügte es sich ganz von selbst, daß an Stelle

des Wilden die Julie mit Koja in der weiten Bergschlucht hauste, die allen anderen Menschen unbekannt war. Es war eine gar traute Zweisiedelei. Sie bezogen zwei Felshöhlen, die einander benachbart waren; dort hatte jedes sein Mooslager. Auf der sonnigen Halde der Schlucht war ein Salzfelsen, daneben ein hohler Baum mit Bienen und ein Wald wilder Apfel- und Birnbäume, deren Früchte für den Winter gedörrt wurden. Auch wuchsen da Weißdornsträucher und wilde Kirschbäume, Erdbeeren, Himbeeren und Brombeeren. Auf der Talsohle, wo ein klarer Bach murmelte, standen eine Menge Buchen und Haseln, deren Früchte Julie in selbstgeflochtenen Körben für die böse Zeit aufbewahrte. Dort bauten sie sich eine Baude aus Baumstämmen. Gezähmte Hirschkühe lieferten Milch. Im Walde wucherten Pilze, die frisch genossen oder gedörrt das Fleisch ersetzten. Woran fehlte es noch? An Kleidern, denn die mitgebrachten dauerten nicht lange. Da ging der Einsiedel auf die Jagd mit Pfeil und Bogen. Es war ja nötig, wenn auch Julie darüber weinte. Denn Felle mußte er schaffen. Womit er die Haut der erlegten Tiere schlitzte? Nun mit scharfkantigen Steinen. Sollte das Fleisch des Wildes roh genossen werden? Ach nein. Ein Blitz hatte einen Baum in Brand gesetzt. Und davon hatten sie das Feuer auf dem Herd. Und womit nähte Julie die Fellkleider? Mit Knochensplitternadeln und Darmsaiten. — So ging es fort. — Jede Verlegenheit zwang zum Nachdenken, zum Suchen und Erfinden. So wurde das Leben der Zweisiedler immer behaglicher und immer sicherer und immer lieblicher. Bald waren sie so weit, daß sie um die Hütte herum einen Garten einfriedeten für Blumen und Wildgemüse. Aber eine Menge Fragen blie-

ben noch offen. Da gab's zu denken und zu dichten, wer weiß wie lange noch. Und das war das Schöne an Kojas Geschichte, daß sie so lange dauerte. Es gab immer noch etwas darin, was nicht ganz stimmte, was ergänzt und genauer ausgedacht werden mußte. Und merkwürdig: in allem kamen die Zweisiedler vorwärts, nur nicht

im Alter. Sie blieben immer Kinder. — Es war schöner so. Oder wußte sich's Koja nicht auszudenken, wie sie aussehen würden, wenn sie größer wären?

In dieser Zeit der Robinson-Träumereien war Koja eifriger denn je bereit, der Mutter im Hause zu helfen, sei es mit Späneklieben oder Holz- und Kohlentragen Immer schwebte ihm vor, was sie alles hätten im Vergleiche zu den Zweisiedlern in der Bergschlucht, denen es an so vielem fehlte. So unterhaltlich es auch war, sich hineinzudenken, wie einfach die zwei lebten, so angenehm war es, den vollen Kaffeetopf mit beiden Händen zu umschließen und den warmen, gezuckerten Trank zu schlürfen und dazu eine Semmel zu knuspern und sich reich zu wissen.

Weiter immer weiter

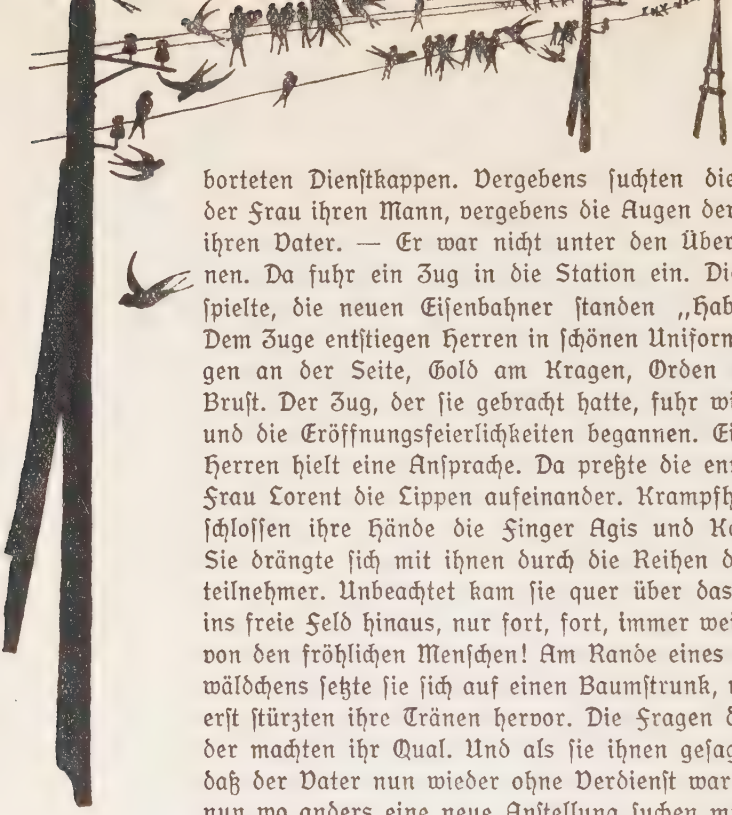
Die feierliche Eröffnung der Tannwalder Strecke war nahe. Lorent bereitete sich mit anderen Bremsern zur Schaffnerprüfung vor; er sollte ins Personal der neuen Bahn übernommen werden. Schon sprach er zu seiner Frau von höherem Gehalt, von den Kilometergeldern, vom Quartiergeld, und er lobte sich's, daß er auch die Montur (die Dienstkleider) ausfassen würde. Beinkleid, Rock und Bluse aus blauem Tuch, schwarzen Mantel, schwarzen Pelz. Das war ein Freuen bei der Mutter und den Kindern! Eine feste Lebensstellung des Vaters, ein gesichertes monatliches Einkommen! Oh, die Mutter wollte schon alles gut einteilen, daß es den Kindern an nichts fehle. Herr Fekete hielt mit den Bremsern Schule. Und Lorent wußte schon über die Bedeutung

der farbigen Lichter und ihrer Stellung Bescheid. Da fühlte er sich sicher. Im Lesen und Schreiben ging es ihm freilich nicht gut; aber er hoffte, daß der Beamte, dessen Kinder Schandor und Maruscha doch mit seinen Kindern so gut befreundet waren, bei der Prüfung schon irgendwie helfen würde.

Seinen Leuten verheimlichte er den Tag der Prüfung; er wollte sie überraschen. Aber es kamen fremde Herren, Beamte von der Wiener Direktion; die hielten die Prüfung ab. Da ging es manchem alten Prüfling schlecht. Als Lorent durch Schreiben unter Diktat erweisen sollte, daß er der deutschen und der tschechischen Sprache in Wort und Schrift mächtig sei, kam er nicht nach. Er wurde aus der Liste der zu übernehmenden Bediensteten gestrichen.

An diesem Tage ging er nicht heim, auch nicht an den folgenden zwei Tagen.

Seine Frau nahm an, daß er wie schon so oft auf der Strecke Dienst machte. — Als sie am frühen Nachmittag des dritten Tages vom Fenster der Wohnung aus bunte Fahnen auf dem Bahnhofsgebäude sah, ahnte sie, daß die Entscheidung gefallen sei. Sie kleidete sich wie die Kinder sorgfältig und ging mit ihnen die Straße bergan zum hochgelegenen Bahnhof. Dort stand ein Personenzug, dessen glänzend schwarzlackierte Lokomotive wie auch die neuen Personenwagen mit Fahnen und Kränzen geschmückt waren. Und auf dem Bahnsteig waren die Musikbanden der Veteranen und der Feuerwehr von Alt- und Neu-Paka angereiht. Es standen Gäste da in Festkleidern und die übernommenen Bediensteten in ihren neuen schmucken Uniformen aus dunkelblauem Tuch mit glänzenden Messingknöpfen und silberig be-



borteten Dienstkappen. Vergebens suchten die Augen der Frau ihren Mann, vergebens die Augen der Kinder ihren Vater. — Er war nicht unter den Übernommenen. Da fuhr ein Zug in die Station ein. Die Musik spielte, die neuen Eisenbahner standen „Habt acht". Dem Zuge entstiegen Herren in schönen Uniformen, Degen an der Seite, Gold am Kragen, Orden auf der Brust. Der Zug, der sie gebracht hatte, fuhr wieder ab und die Eröffnungsfeierlichkeiten begannen. Einer der Herren hielt eine Ansprache. Da preßte die enttäuschte Frau Lorent die Lippen aufeinander. Krampfhaft umschlossen ihre Hände die Finger Agis und Kojas. — Sie drängte sich mit ihnen durch die Reihen der Festteilnehmer. Unbeachtet kam sie quer über das Geleise ins freie Feld hinaus, nur fort, fort, immer weiter weg von den fröhlichen Menschen! Am Rande eines Föhrenwäldchens setzte sie sich auf einen Baumstrunk, und jetzt erst stürzten ihre Tränen hervor. Die Fragen der Kinder machten ihr Qual. Und als sie ihnen gesagt hatte, daß der Vater nun wieder ohne Verdienst war, daß er nun wo anders eine neue Anstellung suchen müßte, da bargen sie schluchzend ihre Gesichter an der Mutterbrust.

Agi beruhigte sich zuerst. Sie streichelte stumm die Hände der Mutter und starrte ins Weite. Koja aber schluchzte fort. Nicht in Alt-Paka bleiben können, weg müssen von dem kaum liebgewordenen Ort, von Bach und Wald, von Maruscha und Schandor und Julie — wie sollte er da nicht weinen!

Mutter Marias Augen wurden trocken; sie saß in Gedanken und schaute in den Frieden des Sommer-

tages. Vom Festplatz herauf scholl die Musik gedämpft herüber, dann ertönte ein langer Pfiff wie ein Jubelschrei und der fahnengeschmückte erste Personenzug dampfte nordwärts, den Höhen des Riesengebirges zu, nach Reichenberg.

Da raffte sich die Frau auf und ging mit festen Schritten den Feldweg hinab, der ins Dorf führte. Die Kinder folgten ihr Hand in Hand. In ihr war ein Entschluß aufgekommen. Verworfen hatte sie den Gedanken, beim alten Oheim, dem geizigen Müller in der Neuda bei Pöchlarn, drunten im Österreichischen, Hilfe zu suchen, die er schon einmal verweigert hatte; auch ihrer Mutter wollte sie nicht mit Bitten kommen. Die Ausgedingerin tat ja ohnehin mehr als sie tun konnte; schon war sie verschuldet. Es mußte anders gehen. Der ungarische Beamte, Herr Fekete, der doch ihren Mann zur Prüfung vorbereitet hatte, sollte helfen oder doch wenigstens raten. Und das gleich. An der schlimmen Meinung über die Ungarn, wie sie von den Husaren verursacht worden war, hielt sie nicht fest. Die ungarischen Kinder waren gut; warum sollten die Eltern nicht auch gut sein? Nur nicht verzagen, nur nicht die Hände in den Schoß legen! Voll Zuversicht betrat sie das Häuschen am Bach, in dem der Beamte wohnte. Sie traf nur die Frau und die Kinder daheim. Die Slowakin hörte voll Teilnahme die Bitte der Frau Lorent an und sicherte die Hilfe ihres Mannes

zu. „Ja, ganz gewiß, wenn auch mein Mann nur ein kleiner Beamter ist und keine Stellen zu vergeben hat, so kann er doch ein paar Briefe schreiben." Noch hatte sie nicht ausgesprochen, als Fekete ins Zimmer trat. Der ernste Mann, dessen schwarzer Schnurrbart sowie das Haupthaar schon von grauen Fäden durchsetzt waren, hatte etwas ungemein Beruhigendes im Blicke seiner dunklen Augen. Er begrüßte Frau Lorent sehr achtungsvoll und sprach ihr Trost zu, ohne sie zum Wort kommen zu lassen. „Es ist gut, daß Sie mich aufsuchen. Ich bringe Ihnen eine erfreuliche Nachricht. Da unten im Österreichischen bauen sie neue Bahnen im Gebirg; dort werden Bremser zu den Schotterzügen gebraucht. Ich hab' einen Studienkameraden bei der Betriebsleitung in Wien. Dem werde ich schreiben. Er wird Ihren Mann anstellen. Und ist die eine Strecke fertig, ich meine Leobersdorf—Gutenstein, dann kann Ihr Mann auf der anderen Verwendung finden, auf der Strecke Pöchlarn —Gaming. Da ist er auf Jahre hinaus versorgt; und wenn er im Deutschen zulernt, wird er vorwärts kommen, ja er wird doch noch Schaffner werden und wird pensionsberechtigt sein." Frau Lorent wollte ihm die Hand küssen. Er ließ es nicht geschehen, setzte sich an den Schreibtisch, erfragte Lorents Geburts- und Zuständigkeitsangaben und schrieb ein kurzes Gesuch. „So, das soll Ihr Mann unterschreiben und mir bringen. Das Weitere mache ich." — Glücklich, daß ihr rasches Vorgehen schon die Hilfe ausgelöst hatte, betrat Mutter Maria mit den Kindern den Heimweg. Kaum war sie ein Stück gegangen, als sie Herr Fekete einholte. „Meine Frau hat mich gefragt, wie lange es dauern mag, bis Ihr Mann da unten die Anstellung bekommt.

Das hat mich aus dem Haus getrieben. Es kann ja noch Wochen dauern, dazwischen muß er etwas anderes haben. Ich gehe jetzt hinauf zum Bahnhof und werde den Chef bitten, daß er nach Pardubitz die telegraphische Anfrage richtet, ob der bei uns freigewordene Bremser nicht im Pardubitzer Magazin oder auf dem Rangierbahnhof als Verschieber Verwendung finden könnte. Wir dürfen ihn doch nicht ohne Arbeit lassen." — Damit enteilte er und stieg die Fahrstraße zum Bahnhof auf. In Marias Seele aber klangen die Worte nach: „Wir dürfen ihn doch nicht ohne Arbeit lassen." Ein kleiner Beamter hatte die Worte gesprochen. Aber es war einer von den Menschen, die sich dafür verantwortlich fühlen, daß auch andere ihre Arbeit haben. Ein Ungar war es; und die Ungarn waren bei den Tschechen verhaßt. Aber Herr Fekete war ein guter Mensch.

Als Mutter Maria im Abenddämmern mit ihren Kindern vor die Wohnungstüre kam, hörte sie ein röchelndes Atmen. Ihr Fuß stieß an etwas Weiches. Tastend griff sie hinunter. Ihr Mann schlief vor der Türschwelle. Von Mitleid und Zorn erregt, stieß sie den Schlüssel ins Schloß. Sie rüttelte den Mann wach und brachte ihn mit Hilfe der Kinder ins Zimmer, wo er sich aufs Bett warf, bekleidet wie er war. Da machte Koja die Mutter darauf aufmerksam, daß dem Vater die Uhr fehlte. Die mochte er dem Wirt gelassen haben, bei dem er Trost gesucht hatte in seinem Unglück. Mit gerunzelten Brauen stand der Bub vor dem Vater. Da sprach die Mutter zu ihm: „Koja, schau den Vater nicht so bös an. Er war traurig, weil sie ihn weggeschickt hatten. Denk nur, wie er sich gefreut hat auf die neue Uniform." Da seufzte der schwertrunkene Mann, als habe er die Worte

verstanden und begann zu schluchzen wie ein geschlagenes Kind.

Durch die Fenster flutete das warme Licht der Abendröte, die drüben überm Föhrenwalde stand, und verklärte das Antlitz der Dulderin, die mit ihren Kindern am Bette des unglücklichen Mannes stand. Tränen schimmerten in Agis Augen, die flehend zur Mutter aufschaute: „Nicht weinen, Mutter, nicht weinen!“ —

*

Kinder, die eine solche Mutter haben und daneben einen solchen Vater, lernen das Leben mit seinen Höhen und Tiefen früher und inniger verstehen als andere. Und in der Schule sind sie älter als ihre Altersgenossen. Sie haben einen Ernst in der Seele, der sie anders aufhorchen macht, der sie alles anders deuten läßt, einen Ernst, der als Grundton alles umstimmt und den kein Lachen ganz zu verdecken vermag.

Solche Kinder reifen schneller und schätzen alles Gute höher ein, das sie von anderen erfahren, und die Schönheiten der Natur sind ihnen köstlicher als anderen.

Begegnung

Schon drei Tage später übersiedelten die Lorentischen nach Pardubitz zurück. Der Umstand, daß Lorent von der Bahnverwaltung als Packer angefordert worden war, sicherte der Familie freie Fahrt und kostenlose Beförderung der Einrichtung. Über den Abschied von

Maruscha, Schandor und Julie tröſteten ſich die Kinder durch die Vorfreude auf das Wiederſehen mit der Perner Annerl und der Großmutter. Nur eines tat Koja leid, ſooft er daran dachte: Er hatte die ſchönen violetten, die gelben und waſſerhellen Kriſtalle vom Tannwalder Tunnel wohl in einen Korb gepackt, aber vergeſſen auf den Wagen zu tragen. Die wollte er einmal holen.

Nach der Ankunft in Pardubitz wanderten die Kinder mit der Mutter in lauer Mondnacht zur Großmutter ins Dorf, vorbei an den Storchenneſtern der Ziegelei und den Elbetümpeln, auf denen die ſchneeweißen Blüten der großen Waſſerroſe ſchimmerten. Der Vater übernachtete in der Mannſchaftskaſerne auf dem Bahnhof, da er früh am Morgen eine Wohnung beſorgen und ſich zum Dienſte melden mußte.

Der nächſte Tag war für Koja und Agi ein ſonnenheller Freudentag. Die Großmutter wollte mit der Mutter allein ſein und ſchickte die Kinder in den Wald. Sie ſollten Schwämme ſammeln. Ausgerüſtet mit Körben und Wegzehrung zu längerer Wanderung ſchritten ſie auf ſchmalem Wieſenpfad hintereinander zwiſchen tauglänzenden Gräſern und lauſchten den jubilierenden Lerchen. Noch ſchwiegen die Grillen und von Schmetterlingen waren nur die kleinen ſchwarzroten zu ſehen, die, an den Blüten hangend, in den Tag hineinſchliefen*. Wo mochten die andern ſein? Als ſich die Kinder der Straßenkreuzung näherten, wo Koja im Vorjahre einem ſchillernden Falter begegnet war, ſagte er Agi voraus, jetzt und jetzt müßte der ſchillernde Falter geflogen kommen, wenn er nicht geſtorben ſei. Aber ſo gut er auch

*) Widderchen

schaute und so lange sie auch warteten, der schillernde Falter kam nicht zur Stelle. Vielleicht schlief er noch irgendwo. Da vertröstete Koja die Schwester auf den Rückweg und führte sie in den Wald. Schwämmesammelnd rückten sie vor. So kamen sie ins Jungholz und entdeckten ein großes Spinnennetz, das größte, das Agi je geschaut hatte. Es war in Kopfhöhe zwischen den Wipfeln zweier Jungfichten gespannt. Die standen wohl drei Schritte voneinander. Zwischen langen, langen Fäden, die ein Dreieck bildeten, hing das kreisförmige Netz tauschwer nieder. Unzählige Wassertröpflein an all seinen Fäden glitzerten und funkelten in der Sonne, die den Kindern entgegenschien. Da nahm Agi den Bruder bei der Hand und führte ihn um das eine Bäumchen herum, so daß sie die Sonne in den Rücken bekamen. Das tat Agi in der Erinnerung daran, was die Großmutter ihnen an den Tautropfen gezeigt hatte. Ein Ah! des Entzückens entfuhr Kojas Lippen. Die Tauperlen an den Strahlfäden und Kreisen des Spinnennetzes erschimmerten in allen Regenbogenfarben wie Schnüre mit aufgefädelten Edelsteinchen. Koja stellte sich auf die Fußspitzen, ging dann in die Kniebeuge, und bei jedem Wippen änderte sich der Schimmer, als zögen farbige Lichtbänder quer durch das Netz. Unwillkürlich faltete er die Hände und staunte und staunte. Da machte ihn Agi auf die Spinne aufmerksam, die zusammengekauert im Kreuzungspunkte der Strahlfäden saß. Sie hatte die Beine fest an den lichtbraunen Leib gezogen, der mit einem weißen Kreuz gezeichnet war. Sie schlief noch. Es flogen ja noch keine Mücken und Fliegen durch die Luft, auch hätten sie sich gewiß nicht gefangen im taufunkelnden Netze. Da versäumte sie nichts. Die Kinder

nahmen ihre Sammeltätigkeit wieder auf. Es gab ja genug Sandpilze im Jungholz, deren gelbe Hüte schlitzrig glänzten. Die Großmutter pflegte solche nicht zu dörren, sondern ihnen die gelbe Haut abzuziehen und sie in der Suppe zu kochen oder mit Eiern zuzubereiten, daß sie köstlich schmeckten wie Hirn mit Ei. Als die Geschwister ihren vorjährigen Rastplatz erreichten, fanden sie ihn besetzt. Da saß ein älterer, glattrasierter Herr mit einer goldgefaßten Brille auf der Nase. Neben ihm lag sein Strohhut im verblühten Heidekraut. Freundlich aber flüchtig erwiderte er den Gruß der Kinder und schaute aufmerksam vor sich hin auf den Boden. Die Geschwister erkannten in ihm den alten Lehrer Kozák, den sie in Pardubitz mit der Oberklasse der Mädchenschule gesehen hatten. Sie stellten die Körbe nieder und setzten sich ganz stille auf die Baumstrünke neben ihn.

Während sie ihre Brote aßen und abwechselnd einen Schluck Kaffee aus der Flasche nahmen, schielten sie zu ihm hinüber, der schweigend und unbeweglich dasaß und unverwandt immer auf denselben Fleck des Bodens starrte. Was er nur dort hatte? Sie folgten der Richtung seiner Blicke und fanden nichts Besonderes. Im feinen Sand zwischen den Heidekrautbüschen neben einem Ameisennest gewahrten sie eine Anzahl trichterförmiger Grübchen. Die hatten sie auch im Vorjahre gesehen. Dazwischen liefen Ameisen hin und her. Plötzlich zuckte der alte Herr zusammen, neigte sich vor und rückte die Brille auf der Nase zurecht. Eine Ameise war am Rande

eines Grübchens ausgeglitten und in den Trichter gerollt. Aber schon wieder war sie auf und strebte die Böschung empor. Trotzdem der feine Sand unter ihr nachgab, erreichte sie beinahe den Rand. Da flog aus der Tiefe des Trichters ein Hagel von Sandkörnern über sie hinaus. Angeschossen kollerte sie zurück und krümmte sich wie im Schmerze zusammen. Der alte Herr sprang auf, ließ sich vor dem Grübchen auf die Knie nieder und entnahm der Westentasche ein rundes Glas, das in Horn gefaßt war. Das hielt er über das Grübchen und schaute durch. Flugs waren die Kinder bei ihm. Die Hände auf den Boden gestützt, starrten sie ins Grübchen. Da reichte er Agi sein Glas: „Guck mal durch!" Sie fuhr entsetzt zurück und gab es Koja. Was er da vergrößert sah, war schrecklich. Zwei bezahnte Zangen hatten sich mit ihren Spitzen in den Hinterleib der Ameise gebohrt. Diese wand sich hin und her, krümmte sich und biß mit ihren Kiefern ins Leere. Da holte der alte Herr ein blankes, flaches Zänglein aus der Tasche, fuhr damit in die Grube und zog das kleine Raubtier hervor. Es sah aus wie eine flache, borstige Fliege ohne Flügel und am Kopfe hatte es eine lange Zange; die hielt noch immer die Ameise fest. Er legte das Raubtier samt seiner Beute auf ein Erdbeerblatt, entnahm seiner Brusttasche eine weithalsige Flasche mit einer gelblichen Flüssigkeit, entkorkte sie und streifte das Tier mit der Ameise hinein. Es krümmte den Leib auf, bewegte die Zangen, die Ameise entfiel ihm und dann regte es sich nicht mehr. „Und jetzt wollt ihr wissen, was das ist?" wendete er sich an die Kinder. Sie nickten. „Ein Ameisenlöwe ist es, ein ganz junger. Die alten sehen aus wie kleine Wasserjungfern; — ja

so, die kennt ihr noch nicht — also wie recht magere Bienen mit dünnen Leibern und langen Flügeln. Und was ihr jetzt gesehen habt, das sieht von tausend Menschen, die im Laufe des Sommers da vorbeikommen, vielleicht nur einer. Manche sehen die Grübchen im Sand und denken sich nichts dabei. Aber unsereiner hat davon in den Büchern gelesen; da lauert er so lange, bis er zurechtkommt, wenn so etwas geschieht. „Das ist doch kein Löwe," wagte Koja einzuwenden, da er aus dem Bilderbuch den Löwen kannte. „Nein, kein wirklicher Löwe, der eine Kuh im Maule davontragen kann. Nur ein Ameisenlöwe. Das Wunderbare an dem Tierchen ist, daß es, kaum aus dem Ei gekrochen, sich schon sein Essen auf so schlaue Weise verschaffen kann. Es gräbt sich in den Sand ein und wirft die Sandkörnlein hinaus, bis ein Grübchen entsteht gleich einem Trichter. Dann lauert es, tief unten verborgen, auf Ameisen und Käfer, die im Vorbeigehen in die Fallgrube hineinstolpern. Ihr habt gesehen, daß die Ameise zuerst Glück gehabt hat. Sie ist beim Hineinfallen dem Räuber nicht vor die Freßzangen gekollert und hat sich beeilt, wieder hinauszukommen. Da hat er ihr Steinchen nachgeworfen, kleine Sandkörner, hat sie richtig getroffen, sie ist wieder hinuntergerollt. Und dann hat er sie gefaßt und wollte sie aussaugen. Die Menschen, müßt ihr wissen, glauben, sie allein wären so gescheit, daß sie sich eine Waffe oder ein Werkzeug machen; die Tiere, meinen sie, könnten das nicht. Und da ist nun so ein kleines Tierchen, vielleicht nur ein paar Tage alt. Die Ameise will ihm davonlaufen. Es wirft ihr Steinchen nach; es schießt nach ihr. Einem menschlichen Kinde fiele das nicht ein und wenn es zwei Jahre alt wäre."

„Und was geschieht jetzt mit dem Ameisenlöwen?“ fragte Koja und zeigte auf die Flasche. — „Den nehm' ich morgen aus dem Spiritus, wenn er sicher ganz tot ist — jetzt hat er nur einen Rausch —, dann kleb' ich ihn auf ein weißes, steifes Papierblättchen und geb' ihm die Ameise zwischen die Zangen. Dann steck ich eine Stecknadel durchs Papierblättchen und reih' den Ameisenlöwen in die Sammlung ein.“ — „Sammlung? Wie ist das?“ — „Die Schmetterlinge, die ich in einem Kasten in Reih und Glied geordnet beisammen hab', sind die Schmetterling-Sammlung, die Käfer in einem andern Kasten bilden die Käfersammlung. Blumen und Gräser und Zweige von Bäumen, schön zwischen Papier gepreßt und getrocknet, bilden die Pflanzensammlung und die verschiedenen Steine in den Laden, die ich aus dem Riesengebirge und von der Moldau und auch weiterher eingetragen hab', sind meine Steinesammlung.“ — „Wozu?“ fragte Agi dazwischen. „Zum Anschauen, zum Bewundern, zum Lernen. Ein jedes Tierchen, ein jedes Pflänzchen und ein jeder Stein hat seine Geschichte und ist zu etwas da. Und die Geschichten von den Dingen der Natur kann ich den Kindern erzählen. Wenn ich in der Schule vom Leben der Ameisenlöwen erzähle, dann kann ich ihnen einen solchen zeigen.“ Agi schaute den Bruder groß an. Der alte Herr fragte die Kinder um ihre Namen. „Das ist mein Bruder Koja und ich bin die Agi Lorent, und unsere Großmutter ist die alte Sonnleitnerin.“ Jetzt faßte sich Koja ein Herz und rückte mit der Streitfrage heraus: „Ich hab' einmal einen Schmetterling gesehen, der ist kaffeefarbig, kann aber auch machen, daß er blau ist. Und die Agi glaubt mir nicht und die Großmutter auch nicht.“ —

„Gibt's das?" fragte Agi. — „Koja hat recht gesehen, der Schmetterling heißt Schillerfalter, weil er verschiedene Farben zeigt, je nachdem, von welcher Seite man ihn anschaut. Aber nicht er selbst macht das, daß er jetzt braun und gleich darauf blau ist. Es kommt uns nur so vor." — „Ist das so wie bei den Tautropfen?" fragte Agi. „Hat man die Sonne vor sich, haben sie gar keine Farbe, und hat man sie hinter sich, haben sie alle Farben wie der Regenbogen." „Bist ein kluges Mädel," nickte der alte Herr, „es ist so ähnlich; nur daß die Schmetterlingsflügel nicht mit Kügelchen, sondern mit feinen Schindelchen bedeckt sind, in denen die Lichtstrahlen spielen."

Koja bemerkte auf einer Brombeerranke eine Raupe, die er schon oft gesehen hatte, ohne sie besonders beachtet zu haben. Sie war mit schwarzen Haaren bedeckt, welche beim Kriechen glänzende Wellen bildeten. Gleich daneben auf einer wilden Möhre war eine grüne Raupe mit schwarzen Querbändern und roten Punkten eifrig beim Fraße. Koja stieß mit dem Ellenbogen Agi an und zeigte hinüber. Das merkte der alte Herr. „Schaut sie nur gut an, die zwei Raupen, die geben zu denken. Die haarige ist von einem schönen Nachtschmetterling, der ziegelrote Hinterflügel hat, er heißt der braune Bär, weil seine Kinder — ich meine die Raupen — einen dunklen Pelz haben. Die andere ist von einem großen, wunderschön gelben Tagschmetterling, dem Schwalbenschwanz. Er heißt so, weil seine Hinterflügel lange Schwänze haben." — „Ist das nicht dumm, daß die Raupe einen Pelz hat, jetzt im Sommer?" — „Red' nicht so voreilig," erwiderte der Lehrer. „Die meisten Vögel machen auf Raupen Jagd, besonders wenn sie

Junge im Nest haben. Aber die wenigsten, wie z. B. der Kuckuck, fressen haarige Raupen. So haben die Bärenspinnerraupen wenig Feinde." „Warum hat dann die andere nicht auch einen Pelz; sie könnt' ihn ja auch brauchen?" fragte Koja und kam sich dabei sehr klug vor. Der Lehrer lächelte. „Bub, wie alt bist du denn, daß du dem Herrgott Rat geben möchtest, wie er's hätt' machen sollen?" — „Sechs Jahre, aber ich geh' schon lange in die Schule." — „So, so! Na zum Augenaufmachen bist alt genug. Steh auf und geh ein paar Schritt zurück." Koja folgte. „Siehst du noch beide Raupen?" — Nein, nur die schwarze." — „Die grüne nicht?" — „Nein!" — „So geht es auch vielen Vögeln; im Vorbeifliegen sehen sie die grüne nicht auf den grünen Blättern; wäre sie einfach grün, so würde sie als einfarbiger Fleck auf den schattigen Rippen der Blätter leicht auffallen; weil sie aber gestreift ist und jeder Streifen nur schmal, wird sie unsichtbar." — „Aha!" versetzte Koja, dem nun ein Licht aufgegangen war. Dann aber sagte er unvermittelt: „Ich will mir auch eine Sammlung machen." — „Zum Spaß?" fragte der Lehrer entgegen. „Das laß lieber sein. Wenn einer im Spiele Tiere tötet, ist es eine Sünd'. Jedes Tier will leben. Wenn ich Tiere töte, damit ich daran lerne und damit ich den Kindern daran was erklären kann, so hat das einen Sinn; mindestens soviel Sinn wie, daß ein Vogel eine Raupe frißt, um sich zu ernähren. Wenn ein Bub Schmetterlinge jagt, tut er unrecht." — „Ich werde aber Lehrer, wenn ich groß bin." — „So?" fragte Agi, „das hör ich heut' zum erstenmal." „Ja," beharrte der Bub, „ich hab es nicht früher gewußt." Der Lehrer schmunzelte. Und nun wollte er näheres von den Eltern

der Kinder wissen. In wenig Sätzen hatte Agi alles gesagt. Da gab ihr der alte Herr einen Gruß auf an die Großmutter. Die Geschwister verabschiedeten sich und gingen wieder waldeinwärts. Und so lange ihnen die Bäume nicht den alten Herrn verdeckten, winkten sie ihm immer wieder zurück wie einem guten alten Onkel; auch er ließ die Augen nicht von ihnen, bis sie verschwanden. Den Kindern war die Begegnung ein bedeutungsvolles Ereignis.

Im Weitergehen ließen sie die Augen scharf herumgehen, sie suchten den Boden, die Stämme, die Baumkronen und die Luft nach neuen Wundern der Natur ab und es war ihnen, als beherberge der Wald heute viel mehr Blumen, Käfer, Schmetterlinge und anderes Getier als bisher. Da war so vieles, das sie nicht einmal dem Namen nach kannten. Was hätte der alte Lehrer von jedem einzelnen zu erzählen gewußt! Einen Segelfalter, der an ihnen vorbeigaukelte, sprachen sie irrtümlich als Schwalbenschwanz an und waren glücklich, den Schmetterling zu kennen, der zur grünen, schwarzgestreiften Raupe gehörte.

Als sie zum Spinnennetz kamen, wäre Koja beinahe mit dem Kopf hineingeraten, wenn ihn Agi nicht zurückgehalten hätte. Es war ja fast unsichtbar. Die Sonne hatte die leuchtenden Wassertröpfchen verflüchtigt. Nur darum war das Netz von Agi bemerkt worden, weil in ihm ein Weißling hing, der es zum großen Teil zerrissen hatte. Jetzt war die Spinne bei ihm. Er baumelte an einem Faden; sie drehte ihn herum und umwickelte seine Flügel, daß er sich nicht rühren konnte.

Die Kinder eilten weiter. Und als sie sich der Königgrätzer Straße näherten, kam ihnen schon Kojas Schiller-

falter entgegengeflattert — oder war es ein Nachkomme von ihm? — der setzte sich auf eine gelbe Blume und steckte den langen Rüssel hinein. Jetzt konnte es Agi sehen, daß Koja recht hatte. Der Schmetterling schillerte wirklich braun und blau.

Unweit der Schmiede kam den Kindern die Großmutter entgegen und begann schon von weitem zu schelten: „Wo bleibt ihr so lange? Ich wart' auf die Schwämme. Die sollten doch noch weich werden!"

Statt aller anderen Rechtfertigung rief Agi: „Großmutter, der alte Herr Lehrer Kozák läßt Euch grüßen." Da wurde die Greisin stille. Nach einem Weilchen sagte sie wie für sich: „Ein guter Mensch, ein lieber Mensch und gescheit."

Am selben Abend konnte Koja lange nicht einschlafen. Es ging ihm im Kopfe herum, wie schön das sein müßte, alles zu wissen, wie der Herr Lehrer Kozák, und den Kindern alles zu sagen und alles zu zeigen.

Agis regelmäßige Atemzüge verrieten wohl, daß sie schon eingeschlafen war. Aber Koja hing noch immer an dem Gedanken, der ihn nicht schlafen ließ; den mußte er ihr sagen. Er mußte und das gleich. „Agi!" rief er hinüber, „Agi, schläfst du schon?" Keine Antwort. „Agi, gelt du schläfst noch nicht?" — „Was willst du denn?" kam es verschlafen zurück. „Du, Agi, ich muß dir was sagen!" — „So sag's!" Das klang schon ganz wach. — „Wenn ich einmal groß bin — hörst du mich, Agi?" — „Ja, so red nur!" — „Wenn ich einmal groß bin, werd' ich Lehrer, so wie der Herr Lehrer Kozák." — „Das hast du doch schon im Wald gesagt! Aber jetzt schlaf! Gute Nacht!" — „Und ich mach mir auch eine Sammlung." — „Ja, das wird schön, aber wenn du groß

werden willst, mußt du jetzt brav schlafen, gute Nacht, Koja!" — „Gute Nacht, Agi!"

In des Knaben Seele war ein Zielgedanke wach geworden, der in die Zukunft führte.

Koja auf Abwegen

Lorent war es gelungen, im Hoftrakt des Grasl-Hauses, wo sie einst vorne gewohnt hatten, eine Hinterstube um geringen Mietzins zu bekommen. Die Wohnung hatte nur einfache Fenster und konnte zur Not in der wärmeren Zeit benützt werden. Der Raum war eigentlich als Tischlerwerkstätte gedacht gewesen und hatte einen Bretterboden und einen eisernen Sparherd. Obwohl die Wohnung voraussichtlich nur wenige Wochen dienen sollte, weißte Mutter Maria die rauhen Wände selbst mit Kalkmilch, scheuerte den Boden und machte das Heim behaglich, während die Kinder noch bei der Großmutter blieben. Als Koja und Agi ihren Einzug hielten, waren sie entzückt von der Aussicht, die sie aus den Fenstern hatten. Sie sahen gerade auf das große unterschlächtige Mühlrad der Pernermühle, unter dem das zu Staub zerschlagene Wasser hervordrängte, um dann lärmend aus der Rinne als Wasserfall in den tief ausgehöhlten Tümpel zu stürzen; dort gurgelte und wirbelte es, weiß von der mitgerissenen Luft, bevor es beruhigt dahinfloß zum breiten Wasser, das weithin von Schilf umstanden war. Die Spätsommerwochen waren heiß, die Abende aber kühl. Die Nähe des versumpften Ufergeländes war Ursache, daß

unzählige Stechmücken sich in der Wohnstube einfanden. Darunter litten am meisten Mutter und Agi, die vor Sorgen oft lange nicht einschlafen konnten. Ihnen verkürzten die singelnden Blutsauger die ohnehin karge Nachtruhe.

An jedem sonnigen Nachmittag fand sich beim Mühlrad eine Schar Buben zum Baden ein, die ein keckes Spiel trieben. Von einem Brett aus, das sie unterhalb des Rades quer über die Rinne gelegt hatten, ließ sich einer nach dem andern in die Rinne fallen, wurde vom stürzenden Wasser in den Tumpf mitgenommen und langte, von der Strömung vorgedrängt, schließlich im Seichten an, wo er stehen konnte. Und ein jeder der Buben war ein Schwimmer, dem es gleich war, ob er bäuchlings oder rücklings vom Wasser getragen wurde. Wie gerne wäre Koja dabei gewesen! Aber die Mutter verbot es ihm, und der Vater, der täglich verdrossener wurde, weil noch immer keine Nachricht von der österreichischen Bahn kam, stellte ihm eine Tracht Schläge in Aussicht, wenn er sich einmal da unten blicken ließe.

Der Schlackenhof wurde wieder Kojas Spielplatz. Sein Gärtchen, in dem nur einige Mauerpfefferpflänzchen am Leben geblieben waren, stellte er mit Hilfe der Perner Annerl wieder her. Er trug vom nahen Elbeufer allerlei Schwemmholz und Schilf ein und baute daraus eine Robinsonhütte. Dann spielten sie Robinson, wie es Koja in Alt-Paka sich ausgedacht hatte. Dabei stellte Annerl die Julie vor und der alte Jagdhund, den sie von daheim herübergebracht hatte, spielte als Hirschkuh mit.

Indes kam der Herbst, die Schule ging an. Koja und Agi, die von einer einklassigen Dorfschule gekommen

waren, wurden einer Prüfung unterzogen und nicht nach ihrem Alter, sondern nach ihren Kenntnissen eingereiht. So kam Agi in die vierte, Koja aber, trotz seiner Jugend in die dritte Klasse, worüber sich niemand wunderte, da er auch körperlich den meisten Klassenkameraden nicht nachstand.

Unter diesen war nur einer, den er beim Raufen zu fürchten gehabt hätte, das war der zwölfjährige Hacina, ein blasser, hochaufgeschossener, schmalbrüstiger Repetent, der bisher in jeder Klasse zwei Jahre gesessen war. Da er mit Koja den gleichen Schulweg hatte, lernte ihn dieser bald in seiner ganzen Überlegenheit kennen. Hacina rauchte wie ein Großer und hatte immer die Säcke voll aufgelesener Zigarrenstummel. Und er prahlte mit Abenteuern, von deren Möglichkeit und Bedeutung Koja bisher keine Ahnung gehabt hatte. In der Klasse war Hacina der anerkannte Führer, schon wohlbelesen in Räubergeschichten und Indianerbücheln, dabei ein unersättlicher Forderer, wenn es ihn nach etwas gelüstete. Er brauchte in der Pause nicht erst zu betteln: „Gib mir was!" Er brauchte nur den Handteller hinzuhalten und sein Opfer zu überäugeln, um seinen Anteil am Imbiß zu bekommen — als schuldige Abgabe. Wer ihm genug gab, stand unter seinem Schutz, war seiner Hilfe beim Raufen sicher und — was die Hauptsache war — er wurde von ihm nicht geknufft. Auch Koja fügte sich dem Brauch. Er gab dem Hacina von den dürren Zwetschgen, mit denen die Großmutter sich eingestellt hatte, aber er gab ihm nie genug. Denn Hacina hatte eine Vorliebe dafür. Und nicht naschen wollte er, nicht essen, nein — fressen. Seine Kinnladen sollten nicht nur in der Jausenzeit, sie sollten auch im

Unterricht Arbeit haben. So kam es, daß Koja, der täglich von der sparsamen Mutter nur eine Handvoll Zwetschgen mitbekam, den Hacina nicht zufriedenstellte. Er wollte ihm doch nicht gleich die ganze Handvoll geben.

Eines Morgens erwartete Hacina den Koja vor dem Hoftor mit einem Gedichtbuch. Er bot es ihm zum Tausche an. Koja zögerte; ihm waren im Lesebuch die Geschichten lieber als die Gedichte. Das Buch war fleckig, abgegriffen, ohne Deckel und Titelblatt. — Hacina begann daraus vorzulesen, während sie langsam die stille Gasse zwischen den Mauern des Schindergartens und der Kasernstallungen hin und her gingen. Bald leise, bald schreiend, mit Seufzern und Augenrollen trug er eine Geschichte vor, die an Lieblichkeit und Schrecken, an Rührung und Spannung alles übertraf, was Koja je gehört hatte. Es war eine tschechische Übersetzung von Uhlands Ballade „Des Sängers Fluch". Das Buch war eine Sammlung von Übersetzungen deutscher Balladen. Und Koja, der kaum den zehnten Teil der bildlichen Ausdrücke verstand, die geheimnisvoll an sein Ohr klangen, ließ sich trotz des komödienhaften Vortrages von der Schönheit der Dichtung so hinreißen, daß er seine Handvoll Zwetschgen ungezählt für das Gedichtbuch hingab.

Als er es heimbrachte, war große Freude bei Agi und Annerl. Sie lasen daraus abwechselnd vor, sie lasen zaghaft und schüchtern, sie lasen mit Andacht und sie besprachen jedes einzelne Gedicht als ein Erlebnis. So trat die Dichtkunst in Kojas Seele, die vom Märchen zur Aufnahme des Romantischen vorbereitet worden war. Er lernte Goethes „Zauberlehrling" kennen und

den „Schatzgräber", Bürgers „Lenore", Schillers „Taucher" und den „Kampf mit dem Drachen"; und er genoß alles, wie er Märchen zu genießen gewohnt war. Es gab ja darinnen so vieles, was ihm unverstanden blieb; — wo das Begreifen aufhörte, fing das Ahnen an. Des Sängers Fluch führten die Kinder in ihrem Hoftheater auf. Hacina, der Schreckliche, war ihnen gerade recht für den bösen König. Der brauchte sich nicht erst viel zu verstellen. Er saß auf einer umgestürzten Kiste, eine Goldpapierkrone auf dem Haupte, in der Hand das Blatt einer Gartenschwertel als Schwert. Er saß dort finster und bleich. Neben ihm Annchen als Königin mit ihrer eigenen echt goldenen Halskette in den Haaren und einer knallroten Pelargonienblüte als Rose an der Brust. Agi hatte das Haupthaar aufgelöst, den Flachsbart Rübezahls umgebunden und zwei blaue Schürzen der Mutter als wallenden Mantel angelegt. Sie zupfte an den Saiten einer Harfe, die aus einem schmalen Kistchen, einer gebogenen, darangenagelten Latte und dazwischengespannten Fäden bestand. Sie war ja der alte Sänger mit der Harfe. Sie schritt neben dem großen Hund der Müllerleute, der das edle Roß vorstellte. Koja aber war der blonde Jüngling. Die Sänger hatten erst ein Zwiegespräch, wie sie das Herz des bösen Königs erweichen wollten. Dann sangen sie im hohen Säulensaal — es war der Holzschuppen — vor dem Königspaare herzergreifend, ein jeder etwas anderes, wie es ihnen in den Sinn kam.

Dann warf die Königin dem Jüngling die „Rose" zu und der König schrie wütend: „Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?" Er warf das Schwert so heftig nach Koja, daß er hinstürzte, obwohl

es an ihm vorbeigeflogen war. Die schöne Königin wurde ohnmächtig und fiel von der Kiste herab. Dann setzte der Alte den Jungen auf das „Roß" und der Tote mußte mit den Füßen fest auf dem Boden stehen und gehen, daß ihn das Roß tragen konnte.

Das Schönste aber war der Fluch, den der alte Sänger auf den König schleuderte. Die Harfe zerschlug er am Türpfosten des Palastes.

Trotz der Mangelhaftigkeit der Darstellungsmittel waren die Kinder tief ergriffen und sie wunderten sich, daß Mutter Maria und die alte Frau Grasel, die ihnen zugesehen hatten, lachen konnten, als der Fluch verhallt war. Hacina hatte den bösen König so natürlich gespielt, daß Koja ihn von diesem Tage an jeder Grausamkeit für fähig hielt.

Hacinas Begierde nach den Zwetschgen war durch die reichliche Gabe nicht befriedigt, sondern nur gesteigert worden.

Da verlegte er sich aufs Schmeicheln. Er kannte Koja als Gernegroß. Er selbst war der einzige in der Klasse, der wie ein Erwachsener rauchte. Eines Spätnachmittags lockte er Koja in das dunkle Gäßchen, schenkte ihm eine Zigarre (die er daheim „gefunden" hatte) und verleitete ihn dazu, das Rauchen zu versuchen, das ihm gut stehen müßte, weil er ja doch einer der Größeren in der Klasse wäre. Nach den ersten Zügen schon empfand Koja einen heftigen Widerwillen gegen den übelriechenden Glimmstengel und gab ihn dem Verführer zurück. Der aber änderte plötzlich sein Verhalten. Er begann zu drohen: „Wart nur, ich sag's deinem Vater, daß du geraucht hast — wart nur, du kriegst es!" Er kannte Kojas Angst vor dem Leibriemen, mit dem der Vater

ihn zu züchtigen pflegte. Da verlegte sich der Verführte aufs Bitten: „Nur das nicht, nur das nicht!“ Der Böse-wicht weidete sich an seinen Ängsten. Erst als Koja ver-sprach, ihm täglich alle seine Zwetschgen abzuliefern, ließ er sich zu Verhandlungen herbei. Aber nicht eine Handvoll sollte er täglich liefern, sondern zwei Hand-voll. Da sagte Koja zögernd: „Ich werde müssen die Agi bitten, daß sie mir ihre Zwetschgen dazu gibt.“ Das aber verbat sich Hacina. Niemandem durfte Koja von dem Handel etwas sagen, niemandem, sonst — sonst! — Er holte aus zum Schlag. — Dann redete er stiller auf den Geängstigten ein: „Wo hebt deine Mutter die Zwetsch-gen auf?“ — „Im Speisekasten in der dritten Lad.“ — „Na also, dann nimm's und bring mir 's, das ist ganz einfach.“ —

So trat die große Sünde in Kojas Leben, daß er die liebe, gute Mutter bestahl.

Aber schon am dritten Tage merkte sie, daß die Zwetschgen schneller weniger wurden. Und sie ließ den Schlüssel nicht mehr stecken, wenn sie mit der Agi in den Holzschuppen ging oder ums Wasser. Aber Hacina mußte seinen Schweigelohn haben, er mußte — sonst! — sagte er's dem Vater. Koja war ratlos. Da fragte ihn der Erpresser: „Wo hat deine Mutter die Schlüssel bei der Nacht?“ — „Unterm Kopfpolster.“ — „Na also, das ist ja ganz einfach: In der Nacht, wenn alle schlafen, wenn sie laut und regelmäßig atmen, schleichst du dich zum Bett der Mutter, tastest unter dem Polster, bis du die Schlüssel hast und dann —.“ Koja stampfte zornig auf: „Das tu ich nicht!“ — „Dann sag ich dem Vater, daß du geraucht hast, und das gleich.“ Er ließ Koja stehen und ging pfeifend auf den Bahnhof zu. Nach wenigen

Schritten wendete er den Kopf: „Du Raucher, du Dieb, du Feigling! Wart nur, du kriegst es!“ — Jetzt lief ihm Koja nach, holte ihn ein, packte ihn beim Arm und flehte ihn an, er sollte ihn nicht verraten, er wolle von der Großmutter einen ganzen Sack Zwetschgen erbetteln, nur extra für Hacina, und die wollt' er ihm geben, alle, alle! — Der aber glaubte ihm nicht oder wollte ihn noch mehr quälen.

Pfeifend setzte er seinen Weg zum Bahnhof fort. Da packte die Angst vor den furchtbaren Schlägen Kojas Seele; unwillkürlich duckte er den Nacken, als ob die Hiebe schon auf ihn niederregneten. — Plötzlich aber geschah in seinem Inneren etwas, das sich am besten vergleichen läßt mit der Umstellung eines Weichenwechsels, der einen Zug auf ein anderes Geleise leitet: Er dachte an Agi und Mutter. Ihnen alles sagen und dann ertragen, was kam.

Als er über die Schwelle trat, fragten ihn Mutter und Agi zugleich: „Koja, was hast du denn? Wie siehst du aus?“ — Da warf er sich vor der Mutter auf die Knie, umfaßte ihre Füße und bekannte: daß er geraucht und für Hacina Zwetschgen gestohlen hatte, und daß Hacina jetzt dem Vater entgegenging, um ihn wegen des Rauchens zu verklagen, weil er sich geweigert hätte, heimlich der Mutter die Schlüssel unterm Polster zu nehmen. Mit einem Ruck machte sich die Mutter los, hüllte sich ins große Umhängtuch und verbarg darunter das fingerstarke spanische Rohr, mit dem sie die Kleider auszuklopfen pflegte. „Ich geh dem Hacina nach; Agi, du kochst das Nachtmahl, Knoblauchsuppe mit Brotschnitten.“ — Die gute Frau brauchte nicht weit zu gehen. Vor dem Hause draußen fand sie den Erpresser, der

offenbar auf Kojas Rückkehr lauerte. Sie faßte ihn am linken Handgelenk und hieb mit dem spanischen Rohr auf ihn ein, daß er ein über das andere Mal aufheulte. Dabei wiederholte sie nur immer wieder die Worte: „Du wirst mir meinen Buben nicht verderben. Du wirst kein Wort mehr mit ihm reden." Als die Mutter wieder eintrat, war ihr Gesicht vor Zorn gerötet und aus ihrem linken Ärmel sickerte Blut. Das Messer aber, mit dem Hacina nach ihr gestochen hatte, wickelte sie, wie es war, in ein Papierblatt und versperrte es in der Gewandtruhe. Dann trat sie auf Koja zu. „Du sprichst mir kein Wort mehr mit dem Kerl, kein Wort, nicht im Guten, nicht im Bösen; du redest auch nimmer von ihm. Du mußt vergessen, was er mit dir geredet hat; es ist Schmutz. Und zum Heimgehen wartest du auf die Agi; sie wird deinen Lehrer bitten, daß er dich derweil in ihrer Klasse sitzen läßt." Die Ritzwunde am Arm wusch sie mit Seifenwasser aus, streute Salz darauf und ließ sich von Agi einen Leinwandstreifen herumbinden.

Als Koja längst zu Bette gegangen war, saßen Mutter und Agi noch beisammen. Sie flickten für die Hausfrau Wäsche im Scheine der schmaldochtigen Lampe, um den Mietzins abzuverdienen. Der Vater ließ lange auf sich warten. Es war heute Zahltag und er sollte den Lohn heimbringen. — So stille war es in der Stube, daß Koja die Uhr aufdringlich ticken hörte. Darob schlummerte er endlich ein. Seine Seele war erschöpft von ausgestandenen Ängsten. Er mochte schon lange geschlafen haben, als ihn die Stimme des Vaters weckte. Der war nicht nüchtern und schimpfte auf den Herrn Fekete, der geflunkert hätte, daß er

hohe Herren zu Freunden habe. Erleichtert schlief Koja wieder ein. Der Vater wußte nichts von seinen Sünden.

Die Hacina-Geschichte hatte ein gerichtliches Nachspiel. Die Mutter des verdorbenen Jungen verklagte Kojas Mutter wegen körperlicher Mißhandlung ihres Kindes. Auch Koja mußte mit der Mutter vor den Richter.

Als Frau Lorent zur Selbstverteidigung das Wort ergriff, lauschte Koja mit Bewunderung, wie herrlich kühn und mutvoll, wie überzeugend sie von der heiligen Mutterpflicht sprach, das Kind vor dem Verderben durch schlechte Gesellschaft zu schützen. Als sie mit den Worten schloß: „Vor Gott und meinem Gewissen habe ich recht getan und wenn mich die Menschen deshalb verurteilen werden, so werde ich es tragen." —

Bei der Verhandlung kam es zutage, daß Hacina Mitglied einer „Platte" jugendlicher Einbrecher war. Und seine Mutter war als Diebin vorbestraft. Der Richter sprach nicht nur die angeklagte Mutter frei, weil sie in Verteidigung ihres gefährdeten Kindes so gehandelt hatte, sondern verfügte, daß Hacina einer Besserungsanstalt übergeben wurde.

So verschwand der Verführer und Erpresser aus dem Gesichtskreis der Geschwister, und enger wurde ihre Freundschaft mit Annchen, das bei ihnen beiden um der Schönheit und Reinheit der Erscheinung willen, wohl auch als Tochter des reichen Bürgers im Ansehen stand. Sie fühlten in der Demut armer Kinder wohl den Unterschied der Rangordnung, aber sie wußten nicht, daß sie selbst in Annchens Augen die Besonderen waren.

In der alten Stadt Pardubitz aufgewachsen, mit jedem Wahrzeichen vertraut, übernahm das Müllerkind die Führung. Auf den Schulwegen, die nicht immer die

kürzesten waren, zeigte sie ihnen die Denkwürdigkeiten der Vaterstadt. Da war über dem Schloßtor ein uraltes Steinbild. Dazu die Sage: Der starke Mann, der den Auerochsen bezwungen hatte und ihn am Nasenring führte, war ein Köhler, der Urahn der Herren von Pernstin. Die hatten das Pardubitzer Schloß erbaut.

Auch das Stadtwappen auf dem alten Rathaus*, der Vorderleib eines Schimmels im roten Felde, hatte seine Geschichte. Im Jahre 1158, wo der Tschechenkönig Wladislaw mit dem deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa nach Italien gezogen war, um ihm die aufständischen Mailänder unterwerfen zu helfen, war auch ein Pardubitzer Ritter Jeschek dabei. Der war mit in die feste Stadt Mailand eingedrungen. Als er beim Verlassen der Stadt unterm

* Dieses Kleinod der barocken Baukunst (siehe Bild auf Seite 159) wurde vor Inkraftreten des Denkmal-Schutzgesetzes abgetragen und durch einen stillosen Bau ersetzt (!!!).

Fallgitter des Stadttores durchritt, wurde dieses vom Torwart niedergelassen, so daß es hinterm Sattel das Pferd Jeschecks entzweischnitt.* Glücklich ins Lager des Königs zurückgekehrt, erhielt er von diesem das Recht, das halbe Roß im roten Schild als Wappen zu führen. Und so wurde es vor siebenhundert Jahren das Wappen seiner Vaterstadt Pardubitz.

Und über dem Tore des Grünen Turms zeigte Ännchen diese Geschichte in Stein gehauen. —

Am köstlichsten waren für Koja die Stunden, die er daheim lauschend zubrachte, wenn Ännchen mit einem Buch kam, um der Mutter Maria und der Agi beim Nähen vorzulesen.

Ännchen las Erbens „Strauß" tschechischer Volkssagen, Stück für Stück; von der Waldlilie mit der Seele eines Weibes, von der Rittersfrau, deren Seele bei Nacht in einer Weide lebte, von dem Wassermann (Nix), der sich die wortbrüchige Braut aus dem Palaste geholt hatte; und anderes, und anderes.

Und sie wußte die Geschichte von der weisen Fürstin Libussa zu erzählen; ihr hatten die Götter einen Mann zum Gemahle bestimmt, der auf eisernem Tische aß. Und der kluge Schimmel Libussas führte die Abgesandten der Fürstin zu einem Bauer, der rastend auf dem Acker sein Mahl von der Pflugschar einnahm. So kam in Böhmen, dem Land der fruchtbaren Kornböden, der Bauer Přemysl auf den Fürstenthron.

Als die Kinder darangingen, die Geschichte der Li-

* In den von Raspe 1785 englisch, von Bürger 1786 deutsch herausgegebenen Münchhausiaden wird dieses Erlebnis dem Baron Münchhausen zugeschrieben

bussa darzustellen, war Agi die Fürstin, Ännchen war ihr Abgesandter, der Hofhund war der Schimmel, Koja der Bauer. Und weil er keinen Pflug hatte, keilte er zwei Stäbe in die Stielhülse eines alten Spatens, legte sich den Spaten auf die Knie und aß darauf sein Brot. War nicht die Pflugschar auch eine Art Spaten?

Die Geschichte vom gefürsteten Bauer erfüllte Koja mit Stolz; waren ja seine Großeltern noch Bauern gewesen! —

Eines Tages, als Ännchen mit den Geschwistern aus der Schule ging, machte sie mit ihnen einen Umweg beim Grünen Tor hinaus bis zu einem neuerrichteten Denkmal. Da waren zwei Männer, es waren die Vettern Wewerka, in Stein dargestellt; der eine trug Bauerntracht und hielt einen kleinen Pflug in der Hand, das Modell des Ruchadlopfluges*, den er erfunden hatte; der andere hatte einen groben Schurz wie die Schmiede; er hielt einen Hammer in der Rechten und lauschte sichtlich aufmerksam den Erläuterungen des Erfinders.

Daß da einem Bauern und einem Schmiede ein Denkmal gesetzt war, erschien Koja als eine Ehre, nicht geringer, als wären sie zu Fürsten ernannt worden.

Die Welt, in die ihn Ännchen eingeführt hatte, war eine ganz, ganz andere als die Welt Hacinas. Es war die reine Welt des Schaffens, verklärt von der Kunst.

*Ruchadlo = Krümmelpflug.

In Frost und Glut

Am Dienstag der zweiten Schulwoche bekam Agi in der ersten Schulstunde plötzlich so argen Schüttelfrost, daß Annerl vom Lehrer beauftragt wurde, sie nach Hause zu bringen. Als aber Agi ihr auf der Stiege zusammenbrach, bat Annerl den Koja von seinem Lehrer frei. Dann führten die beiden oder, besser gesagt, sie trugen streckenweise die Erkrankte heim, wo sie auch im Bette sich nicht erwärmen konnte. Als nach zwei Stunden der von der Mutter herbeigeholte Bahnarzt kam, war der Frost einer trockenen Hitze gewichen und die arme Agi schien den Verstand verloren zu haben; oder waren ihre Augen getrübt? Koja, den sie für den Hacina hielt, und Annerl, das sie als Hacinas Mutter ansprach, mußten von ihrem Bette weg. Der Arzt, dem es unwahrscheinlich war, daß er es zu so später Jahreszeit hier mit einem Anfall von Sumpffieber zu tun hätte, deutete die Krankheit als Ausbruch der Tuberkulose und sprach zu der ohnehin trostlosen Mutter das harte Wort: „Wie können Sie ein Mädchen in den Entwicklungsjahren so unterernährt aufwachsen lassen?" Das Medikament, das er verschrieb und das von Annerl mit ihrem Taschengeld gekauft wurde (Kreosot-Pastillen gegen Tuberkulose), schlug Agi der Mutter aus der Hand und schloß den Mund, daß die Zähne knirschten. — Nach sieben Stunden der Fieberqualen hörte die Kranke auf, irre zu reden und schlief unter starkem Schweißausbruch vor Mattigkeit ein. Dabei bedeckten sich ihre blutleeren Lippen und die eingefallenen Wand-

gen mit gelblichen Bläschen, der Atem ging seicht. Sie bot den Anblick einer Sterbenden. Als Vater Lorent abends aus dem Dienste kam, verkündete er überlaut schon von der Schwelle aus, daß er die Einberufung hatte nach Leobersdorf bei Wien als Bremser zu den Schotterzügen. In einer Woche sollte er antreten.

Mutter Maria schwieg. Sie legte den Zeigefinger auf die Lippen: „Pst, sei still, die Agi ist schwer krank." Nach einem Blick in Agis verändertes Gesicht brach der Mann vor dem Bette in die Knie, umklammerte die kühle Hand der Kranken und lispelte stoßweise vor sich hin: „Nicht sterben, mein Kind, nicht sterben!" Darauf lief er ohne Kopfbedeckung aus dem Haus, rannte durch die lichtarmen Gassen fort auf den Ringplatz, wo er den besten Arzt wußte. Nach einer Stunde erst kam er mit dem weißhaarigen, aber lebfrischen Herrn zu den Seinen. Der war nach wenigen Fragen darüber im Klaren, daß er es hier doch mit einem Fall von Sumpffieber zu tun hatte, und verordnete Chinin. Er tröstete die verstörten Eltern: „An Malaria stirbt bei uns niemand. Es wäre denn an Herzschwäche als Folge von Unterernährung und Überanstrengung." Zwei Worte wie Keulenhiebe. Hatte Agi nicht bei zu wenig Nahrung ungezählte Nachtstunden mit Sticken und Flicken zugebracht? — Noch in derselben Nacht läutete Vater Lorent den Apotheker aus dem Schlaf und brachte das Medikament heim. Als er frühmorgens daran war, in den Dienst zu gehen, erwachte Agi aus ihrem tiefen Schlaf. Und der Vater war Zeuge, wie sie vom Fieberfroste geschüttelt wurde. Da versuchte er, ihr die Arznei einzugeben. Sie aber hielt den Mund krampfhaft geschlossen und riß dem Vater den Löffel aus der Hand.

In der Verzweiflung schrie der Mann seine Frau und Koja an: „Haltet sie, ich bring ihr's bei." Und während die Mutter weinend Agi den Kopf hielt und Koja ihre Hände umklammerte, zwängte ihr der Vater einen Löffelstiel von der Seite her zwischen die Zähne, schob ihr mit einem anderen Löffel die Medizin in den Mund und hielt ihr dann die Kiefer aneinander, daß sie nur durch die Nase zu atmen vermochte.

Auf diese Art wurde Agi auch in den nächsten Tagen gezwungen, die Arznei einzunehmen. Das Fieber, welches sich in den ersten drei Tagen pünktlich um halb neun eingestellt hatte, verspätete sich im Laufe der Woche um eine ganze Stunde. Aber noch immer dauerte es täglich sieben Stunden und die Kranke wurde schwächer und schwächer. Damals betete Mutter Maria so inbrünstig wie nie vorher und klagte sich selbst in Gegenwart ihres Mannes an, daß sie die gute Agi jahrelang mit dünnem Zichorienkaffee, Brot und Kartoffeln genährt hatte bei der Überanstrengung, bei dem Mangel an Schlaf. Das griff dem Manne ans Herz und er mied in dieser Woche das Gasthaus. Als er nach Leobersdorf vorausfahren mußte, um eine Wohnung zu bestellen und für die Übersiedlung einen Dienstaufschub zu erwirken, kehrte er nach drei Tagen nüchtern zurück. Indes hatte sich die Großmutter, die durch Marktleute von Agis Erkrankung verständigt worden war, mit einem Hausmittel eingestellt. Sie brachte Agi ein dreifarbiges Kätzchen, das sollte bei ihr im Bette schlafen. Und die alte Frau sagte voraus: „Die Katze wird die Krankheit in sich ziehen und wird daran zugrundegehen. Aber von Agi wird die Krankheit genommen sein und sie bleibt am Leben." Das Kätzchen war jedoch nicht zu be-

wegen, bei der Kranken zu bleiben, ob ihm Koja auch schmeichelnd zusprach. Da züchtigte er das Tier, so oft es das Bett verließ, und die Folge war, daß es in einem unbewachten Augenblick entwischte auf Nimmerwiederkehr.

Als Koja vor der Übersiedlung nach Leobersdorf sich und die Schwester in der Schule abgemeldet hatte, begegnete er dem alten Lehrer Kozák im Stiegenhaus. Der blickte dem Buben ins verweinte Gesicht und fragte ihn, was ihm fehle. Als er erfuhr, daß die Familie in die Fremde zog, legte er Koja die Hand auf den Scheitel. „Ob da oder dort, wenn du brav lernst, wirst du ein tüchtiger Mensch werden, andern zur Freud." Während Koja heimging, klang in ihm das Wort wieder und wieder nach jeder Gedankenreihe als Kehrreim: „Andern zur Freud."

Und seiner Bruderseele war es nicht möglich, sich vorzustellen, daß Agi nicht mehr da wäre. Sie mußte gesund werden. Wem hätte er denn mehr Freud machen sollen als der Mutter und der Agi?

Das glücklich gewählte Wort des alten Lehrers ward in Kojas Seele zum Leitgedanken; es ward in ihm zum Gebet: „Andern zur Freud."

Reise

Vater Lorent war ein anderer geworden. Bei der Übersiedlung bewies er, wie innig er Agi liebte. Die Mutter mußte das kranke Kind in eine Federtuchent wickeln und mit Bändern verschnüren wie einen Säug-

ling, und so trug es der Vater auf den Armen zur Bahn. Annchen ging nebenher. Und als der Zug sich in Bewegung setzte, reichte sie dem Koja durchs Fenster ein Büchlein hinauf. „Das gib der Agi." — Es war „Erbens Sagenstrauß".

Aus Rücksicht auf die Kranke war Lorent die Regiefahrt* in der 3. Wagenklasse des Schnellzuges bewilligt worden. Der fuhr um 10 Uhr vormittags von Pardubitz ab und brauchte bis Wien nur sechs Stunden. Und während der Zug dahinraste aus der fruchtbaren Elbe-Ebene mit ihren Rübenfeldern, ihrem von Bächen durchäderten Wiesenland und den weitgedehnten Ackerböden, und allmählich anstieg zu den bewaldeten Höhen des böhmisch-mährischen Berglandes, litt es Koja nicht im engen Wagenabteil, wo Mutter und Vater ängstlich die fiebernde Agi beobachteten, er schaute ins Gefild. Er wollte den roten Grenzstrich sehen, der auf der Landkarte ein Land von dem andern trennte. Er schlich auf den langen Gang hinaus. Aber so scharf er auch spähte, einen Grenzstrich sah er nicht. Alles war ein Land. Er gesellte sich zwei Reisenden zu, die beim offenen Fenster standen und ab und zu in tschechischer Sprache einige Worte über die Gegend wechselten. Als sie an Brandeis vorüberfuhren, das im Schutz einer alten Burg so friedlich an der stillen Adler liegt, erlauschte er, daß dort Comenius als Bischof der böhmischen Brüder gelebt hatte, jener Friedensapostel Comenius, der um seines Glaubens willen aus der Heimat vertrieben worden war, dann aber in Deutschland und Polen, in Holland, Schweden und England von hochgesinnten Menschen liebreich

* Um sehr ermäßigten Fahrpreis

aufgenommen worden war; daß er dort das Schulwesen verbessert hatte, daß er geehrt worden war als klarer Denker, als großer Gelehrter, als segenstiftender Lehrer, geliebt als ein guter Mensch von Tausenden anderen guten Menschen. Alles, was sie von Comenius sprachen, rief in dem Knaben das Wort eines anderen Lehrers wach: „Andern zur Freud!" — Den beiden Reisenden war es aufgefallen, daß Koja mit offenem Munde ihrem Gespräch gefolgt war. Da zog der ältere von beiden seine Brieftasche aus dem Rock und suchte darin herum, bis er eine abgegriffene Postkarte fand, die das Bild des großen pädagogischen Reformators trug. „Da, Kleiner, hast du das Bild des Comenius. Gib's hinter Glas und Rahmen und häng es über dein Bett." Koja dankte lebhaft. Und er ahnte nicht, daß dies Bild mitbestimmend werden sollte für seinen Lebensgang.

Als der Zug an Raitz vorbei durch das malerische Bergland der mährischen Schweiz im Tal der Schwarzowa hinabfuhr, sprachen die Herren von den Slouperhöhlen. Dort hingen von den Decken Tropfsteinsäulen nieder, die mit den vom Boden aufstrebenden oft zusammenstanden. Und in diesen Höhlen gab es Knochen von riesenhaften Bären, die in vorsintflutlicher Zeit dort gelebt hatten, als die Menschen ringsherum noch Wilde gewesen waren, die sich aus Steinsplittern und Knochen Werkzeuge machten, weil sie noch nicht gelernt hatten, die Metalle aus den Erzen zu schmelzen. Und beide Herren sprachen das alles weniger für sich als für den Jungen, an dem sie einen gierigen Lauscher wußten.

Das Häusermeer von Brünn mit seinen vielen Fabrikschlöten und Kirchtürmen ließ Kojas Augen weit

werden vor Staunen. Er sah den Spielberg mit seinem burgähnlichen Bau die Kirchtürme der Stadt überragen. Und er hörte, daß da jahrhundertelang ein Staatsgefängnis gewesen war mit Folterkammern und Marterwerkzeugen. Erst Kaiser Josef hatte der Menschenquälerei ein Ende gemacht.

Der Hunger trieb Koja in den Wagenabteil zurück. An den Buchteln, welche die Großmutter als Wegzehrung mitgegeben hatte, und an kaltem Kaffee sättigte er sich, saß eine Weile zu Häupten Agis, die jetzt ruhig schlief, dann aber stellte er sich wieder auf den Gang. — In steter Senkung eilte der Schnellzug dahin. Die Berge flohen zurück, Flüsse schlängelten sich in tiefen Tälern zwischen bewaldeten Höhen und saftiggrünen Wiesen, und dann kam etwas, was Koja nie gesehen hatte: Weingärten auf den Hängen der Hügel, Weingärten bis zum Bahngeleise heran, daß er die blauen und gelbgrünen Trauben erkennen konnte, die er bisher nur im Bilderbuch gesehen hatte. Und dann fuhr der Zug durch eine weite Ebene, die in der Ferne von zartblauen Bergrücken gesäumt war. Stoppelfelder und Ackerland, da und dort ein pflügender Bauer, Weiber in grellfarbigen Kopftüchern beim Kartoffelgraben. „Die Marchebene," sagte einer der Mitreisenden. An kleinen Ortschaften mit großen Fabriken vorbei hastete der Zug weiter und ratterte über die lange Eisenbahnbrücke, unter der breit und schwer die Donau dahinfloß, auf die Koja gewartet hatte. Ein blendend weiß gestrichener Personendampfer schwamm den Strom abwärts, ein schwarzer Frachtdampfer mit fünf angehängten schmalen Schleppschiffen arbeitete keuchend gegen das schwere Wasser. — „Die Donau!" — Durch drei Länder war Koja ge-

fahren, zweimal über die Grenze; er hatte scharf geschaut und die Grenzstriche nirgends gesehen, nicht auf der Erde, nicht über der Erde. Und der Himmel war immer derselbe gewesen.

Um vier Uhr nachmittags hielt der Schnellzug im Wiener Ostbahnhof; dann trug der Vater die schlafende Agi in seinen Armen hinüber auf den nahen Südbahnhof, durch die Halle und die Stiege hinauf. Als sie ihre Plätze im Südbahnzuge eingenommen hatten, war Koja noch immer nicht schaumüde. Er sah die bewaldeten Hügel des Wiener Waldes, er sah Weingärten, Ortschaften und Burgruinen, aber da war niemand, von dem er eine Auskunft erlauscht hätte. Was die Menschen um ihn her sprachen, davon verstand er kein Wort. Es war Deutsch. — Der sinkende Abend hüllte die Gegend in seine Dämmerungsschleier; da und dort flammte ein Licht auf. Als die Lorentischen in Leobersdorf ausstiegen, stand die rotgelbe Mondscheibe tief über dem flachen Lande. In einem leeren Eisenbahnwaggon auf einem Seitengeleise durfte die Familie die Nacht verbringen, wie einst in Alt-Paka. Vater und Koja schliefen ausgestreckt auf den Bänken. Mutter Maria saß aber Agi gegenüber und sprach lispelnd ihr inbrünstiges Gebet. Da sah sie die Kranke lächeln im Traume. Nicht frei von Aberglauben, klammerte sich die bekümmerte Mutter an die Prophezeiung der alten Waldläuferin. — Verdruß und Tränen und Reisen waren eingetroffen. Und sie hoffte nun auf die Freuden, die nachkommen sollten. Und als Vorahnung der ersten großen Freude stieg die Zuversicht in ihr auf, daß Agi genesen werde.

Tausch

Rechts an der Straße, die von Leobersdorf quer ins flache Steinfeld hineinführt nach dem Wasserschloß Kottingbrunn zu, bezogen die Lorentischen Küche und Zimmer in einem ebenerdigen Arbeiterhäuschen, zu dem ein Hof gehörte und ein Garten. Das helle Gekläffe eines weißen Spitzhundes begrüßte die Ankömmlinge. Im Hofe schnatterten einige Gänse, eine Schar Hühner war da und ein schneeweißer Hahn. O Freude! Und aus dem Garten lachten den Ankömmlingen Tausende von Blüten entgegen: Weiße, rote und veilchenblaue Astern, die in zwei langen Beeten in buntem Durcheinander angebaut waren als breite Säume des Gartenweges. Weithin kein Haus, kein hoher Baum, nur junge, magere „Akazien"* an der Straße, die schnurgerade zwischen Kukuruzfeldern hinführte zum parkumgrünten Kottingbrunner Schloß. Lichtumflutet, windumweht stand das Häuschen da. Die Besitzerin, ein untersetztes Arbeiterweib, dessen rundes, flaches, sommersprossiges Gesicht gutmütig unterm geblümten Kopftuch hervorsah, half den neuen Mietern beim Abladen und Einräumen. Sie sprach ein Tschechisch, das in lächerlicher Weise von deutschen Lehnwörtern durchsetzt war, und sie entschuldigte sich darob. Seit ihrer Kindheit lebte sie da unter Deutschen und hatte einen Deutschen zum Mann. Ihre Sprechweise war häßlich, aber ihre Hilfsbereitschaft war schön. Dank ihrem Zugreifen beim Abladen und Einräumen wurde noch am selben Tage die Wohnung in Ordnung gebracht, und Agi hatte Ruhe. —

* Robinien, vom Volk „Akazien" genannt

Beim Auspacken kamen drei große Brotlaibe zum Vorschein. Die waren von der Großmutter. Auch Vater Lorents Fürsorge hielt an. Er machte einen Bauern ausfindig, dessen Haus das nächste auf der Leobersdorfer Seite war und von dem Koja die Milch holen durfte auf Borg.

Am Tage nach dem Einzuge verspätete sich das Fieber bei Agi um eine ganze Stunde und dauerte nur mehr sechs Stunden. Dann aber blieben der Kranken Augen noch lange offen. Denn die Hausfrau hatte ihr zwei große, schöne Astern auf die Bettdecke gelegt. Mit denen spielten Agis abgemagerte Finger und sie lächelte vor sich hin. Und als die gute Frau ihr eine Schale Rindsuppe brachte, da schlürfte sie die warme Kraftbrühe, deren Geschmack sie wohl lange nicht gekostet hatte, und dann schlummerte sie ein. Auf ihrem Antlitz blieb ein Hauch vom Lächeln. Am nächsten Tage stellte sich das Fieber wieder etwas später ein.

Koja unternahm vormittags einen Gang in die eintönige Umgebung. Auf dem schotterigen Boden der Kukuruzfelder suchte er nach Blumen für Agi. Da entdeckte er dunkelrote „Blutströpfchen" mit schwarzen Saftmalen*. Die kannte er von Alt-Paka her; daneben Blüten, die in einem Schleier feinfiederiger, mattgrüner Blätter wuchsen — „Braut in Haaren"**. Die kannte er nur als Gartenblumen der Großmutter und zitterte darauf, der Agi zu zeigen, wo sie wild wuchsen. Eine Blume von jeder Art legte er zwischen die Blätter des Kalenders, um sie zu pressen, so wie die Mutter in ihrem Gebetbuch Blumen hatte. Er wollte sich eine Blumensammlung machen wie der Lehrer Kozák.

* Siehe Bild auf Seite 68
** Siehe Bild auf Seite 175

Aber noch etwas anderes, etwas Wunderbares, Großes war vom freien Feld aus zu sehen: Wenn Koja die Augen über die weite, weite Ebene gegen Mittag und Abend hin schweifen ließ, gewahrte er in der blauen Ferne hohe Berge, deren Ketten sich hintereinander emporstuften; und eine lange, lange Felswand* war da, die von einem Bergriesen überragt wurde. Und der hatte weiße Streifen an den Hängen herab und um seinen weißen Gipfel her trieben sich Wolken, verdeckten ihn und gaben ihn wieder frei in stetem Wechsel. Wohl hatte Koja in den Rübezahlgeschichten von der Schneekoppe gehört, aber daß er so bald einen Schneeberg sehen würde, hätte er sich nicht träumen lassen. Und dieses Bergwunder sollte doch Agi auch sehen, bevor der Winter kam, denn dann wäre es ja kein Wunder mehr, daß der Schnee auf einem Berge läge.

In seiner Ungeduld dachte er an das Hausmittel der Großmutter. Oh, wenn er der Schwester wieder ein Kätzchen verschaffen könnte, das die Krankheit von ihr nähme! — Und das Glück war ihm günstig. Unmittelbar nach dem Mittagessen ging Koja mit Puff, dem weißen Spitz, der sein Freund geworden war, spazieren. Auf einem mageren Brachfeld fand der Hund ein totes Mäuslein. Er apportierte es dem Knaben. Der nahm es am Schwänzlein auf, blies die anhaftenden Ameisen weg und wollte es heimtragen. Das war ja auch etwas für die Sammlung. Noch wußte er nicht, wie er das schöne Tierchen herrichten sollte. Beim Überqueren der Straße begegnete er ein Weib, das im Korbe leeres Eßgeschirr trug, offenbar eine Arbeitersfrau, die

* Die „Hohe Wand"

dem Manne das Mittagsmahl in die Fabrik gebracht hatte. Das Weib redete ihn an, es bat ihn um etwas. Und Koja schämte sich, sagen zu müssen: „Nerozumim" (Ich verstehe nicht). Da brachte sie die Bitte auf tschechisch vor (viele Fabrikarbeiter waren Tschechen). Das Mäuslein sollte er ihr schenken, sie hatte eine Katze mit fünf Jungen. Denen wollte sie es bringen zum Spielen. — Koja trabte mit klopfendem Herzen schweigend neben der Frau her. Dann aber rückte er zaghaft mit seinem Vorschlag heraus: „Könnt' ich nicht ein junges Kätzchen dafür haben, ich brauch's für die kranke Schwester." — Da lachte die Frau: „Ein lebendes Kätzchen in Tausch gegen ein totes Mäuschen? — Du bist nicht dumm!" — „Aber ein dreifarbiges müßte es sein." — „Ein dreifarbiges, das wär' ja eine Katz, soll's nicht lieber ein Kater sein?" — „Nein, eine dreifarbige Katz." — „Sollst sie haben." — Als sie am Wohnhause vorbeikamen, zeigte es Koja der Fremden: „Da wohnen wir." — Dann trabte er neben der Frau weiter, eine gute Viertelstunde weit auf Kottingbrunn zu, immer noch seine kostbare Maus beim Schwänzchen tragend. Kaum aber hatte er das Heim der Arbeitersfrau betreten und sich des dreifarbigen Kätzchens bemächtigt, gab er seine Beute hin, barg das Kätzchen zwischen Brust und Hemd, dankte und lief, was ihn die Beine tragen mochten, heimzu. Die Mutter, welche des Knaben Aberglauben teilte, war über die Erwerbung froh. Agi lag im Schlummer. Da erbettelte Koja von der Mutter ein Schälchen Milch und stellte es mitten ins Zimmer. Dann füllte er ein flaches Kistchen mit Asche, schob es zum Fenster zwischen Kasten und Wand und setzte das Kätzchen darauf, daß es davon wisse. Auch

sorgte er gleich für ein Spielzeug. Aus geknülltem Papier, das er mit einem Baumwollfaden umwickelte, machte er ein wallnußgroßes Bällchen und ließ es über den Zimmerboden rollen. Noch kümmerte sich das Kätzchen nicht darum; es strich im Zimmer umher, alles war ihm neu. Es entdeckte die Milch, lappte das Schälchen leer, wusch sich umständlich und suchte das Kistchen auf (welcher Erfolg der Vorsorge!) Dann bemerkte es wie von ungefähr die rollbare Papierkugel. Erst gab es ihr einen sanften Schlag mit der Tatze, dann aber duckte es sich, lauerte und sprang der Papierkugel nach, haschte sie und trug sie im Zimmer herum. Und sie wiederholte ihr Spiel mit lautem „Mrrr, mrrr!" — Darüber kam die Mutter aus der Küche herein, Agi erwachte. Das Kätzchen führte eine Komödie auf; es tat, als ob es mit einer lebenden Beute spielte und gebärdete sich, als wäre es längst vertraut mit dem Raum und den Kindern, deren Augen es auf sich gerichtet wußte. Und als es sich müde gelaufen und gepurzelt hatte, sprang es zu Agi aufs Bett, machte sich auf der Tuchent ein Nest, legte sich behaglich zurecht und schnurrte und schnurrte. Ein Hauch von Freude rötete sanft die Wangen der Kranken. Da setzte sich die Mutter zu ihr auf den Bettrand und Koja stellte sich breitbeinig vor ihr auf und prahlend erzählte er von seinem gelungenen Tausch. Dann aber holte er die neuen Blumen und sprach von dem wunderbaren Berg mit der Schneehaube. Und Agi hörte ihm mit leuchtenden Augen zu: „Den muß ich mir ansehen. Und bald!" — Und nach einer Weile streichelte sie des Kätzchens weiche Pfötchen leise, ganz leise: „Du sollst Susi heißen und gehörst mir."

Susi und Puff gewöhnten sich aneinander, obwohl

ein jedes eine andere Sprache hatte. Sie waren zwar unermüdlich in der Aufführung von Scheinkämpfen, aber sie gönnten einander das Futter und ein warmes Plätzchen. Ja, sie wärmten sich eines am andern. Sie vertrugen sich, wie es sich vernünftigerweise geziemt für Hund und Katz, die aufeinander angewiesen sind. Darum machten sie die Gehässigkeit nicht mit, die sonst Brauch ist zwischen den Angehörigen verschiedener Völker.

Mit Siebenmeilenstiefeln

Im Kalender mehrte sich Kojas Blumensammlung, die er ab und zu vor Agi auf der Tuchent ausbreitete. Auch alte liebe Bekannte entdeckte er auf Stoppelfeldern, wenn er die Gänse der Hausfrau dahin führte zur Weide: Mageren Rittersporn, roten und blauen Gauchheil. Und kam er mit den Gänsen an den Wiener-Neustädter Kanal, dessen trübes Wasser träg und stille durchs Steinfeld dahinfloß, fand er trotz des Herbstes doch noch einige Vergißmeinnicht und Dotterblumen, wie in den Sümpfen der alten Elbe.

Dieselben Blumen dort und da; in der alten Heimat und in der Fremde. Fremde? Ach nein, es war doch alles in einem; die roten Grenzstriche waren ja nur auf

der Landkarte. Es war nur ein neues Stück Heimat unter einem und demselben Himmel.

Noch ging Koja nicht in die Schule. Die Weinlese-ferien hatten soeben begonnen. Die Schulkinder arbeiteten mit in den Weingärten am hügeligen Saum der Wienerwald-Berge im Westen, jenseits des Bahngeleises. Und wenn auch Koja nicht mit dabei war, Weintrauben bekam er doch die Menge. Beim Milchbauern standen ja großen Kufen im Hofe, gefüllt mit Trauben; darinnen sprangen junge Burschen lustig mit bloßen Füßen herum und hielten sich an einem Strick, der quer über den Hof gespannt war. Und so oft Koja zurechtkam, wenn eine neue Ladung Trauben hergeführt wurde, schenkte ihm die Bäuerin Trauben genug, blaue und goldgelbe „fürs kranke Schwesterl".

Agi naschte wohl davon, den Löwenanteil überließ sie Koja. Die Mutter aber spannte Schnüre innerhalb der Fensterstöcke und hängte daran Trauben auf, die sie den Kindern sparte für später. Mutter Marias Glaube an Agis Genesung wuchs, obwohl Susi, die dreifarbige Spaßmacherin, keine Miene machte, die Krankheit auf sich zu nehmen. Agi hatte Vertrauen bekommen zur bitteren Arznei und nahm sie ohne Nötigung. Die Sehnsucht nach den Blumen im Feld und dem Anblick des beschneiten Wunderberges steigerte ihren Willen zum Weiterleben. Luft und Sonne wollte sie haben. Da bastelte ihr der Vater in seinen kargen Mußestunden aus Brettern und Latten einen Liegestuhl; den polsterte die Mutter mit Federbetten und Tüchern weich aus. Und eines Mittags saß Agi darauf mitten auf dem Gartenwege, so nahe an den blühenden Astern, daß ihre ausgestreckte Hand die Blüten liebkosen konnte.

Den Kopf zurückgelehnt, den Mund offen, atmete sie tief und andächtig die sonndurchwärmte Luft ein, die einen Hauch des Föhrenduftes herübertrug von den bewaldeten Höhen. Fieberfrei und frei im Kopfe, war sie sich in stiller Wonne der Tatsache bewußt, daß ihr das Leben neu geschenkt war. Oh, wie köstlich war das Leben! Das Leben an sich! Und in ihren Augen war ein seliges Staunen. Sie sah die Bienen und Hummeln von Aster zu Aster fliegen, sie lauschte dem Zwitschern der Sperlinge, ihre Augen wanderten mit den ziehenden Wolken und rasteten auf dem schneebedeckten Gipfel des Berges in blauender Ferne. Nur noch zwei sonnige Mittagsweilchen waren Agi vergönnt; dann aber brachte der andauernde Westwind Regenwetter. Sie blieb nun die meiste Zeit außer Bett. Im Kachelofen bullerte ein lustiges Feuer. Koja war stolz, daß an seinem Arm das Schwesterlein gehen lernte. Und seltsam kindisch war die sonst ihm so überlegene Agi geworden: Sie konnte so herzlich lachen über Susis und Puffs nimmer neue Scherze. Sie nähte ein Kleidchen für die Puppe, die ihr Koja gefertigt hatte. Ein Gallapfel, den er im Park von Kottingbrunn aufgelesen hatte, war der Kopf der Puppe und eine Schachtel nach Frankkaffee war das Puppenzimmer, eine Zündholzschachtel das Bett, ein Schachteldeckel das Tischchen; und ein Stühlchen war da, gefertigt aus einem Hornknopf, in dessen Löchern abgebrannte Zündhölzchen staken.

Und es kamen wieder milde Herbsttage, an denen sich Agi von Koja ins Feld hinausführen ließ, die Raine entlang. Welch ein Glück, wieder von den Füßen getragen zu werden, die so lange den Dienst versagt hatten! — Köstliche Muße des genesenden Kindes, das Jahre

vorher nur den Wechsel zwischen der Arbeit und dem Schlaf der Übermüdung gekannt hatte! — O seliges Staunen über die große purpurne Blüte der stolz ragenden Distel und über das winzige weiße Blumensternchen der kriechenden Miere! O Dankbarkeit der Augen, die sich im Käfig des Krankenzimmers müde gesehen hatten an den immer gleichen Wänden, an der immer gleichen Decke, und die nun freischweifend dem schwirrenden Sperling folgten oder dem bunten Distelfalter, dem fliegenden Silberfaden des Altweibersommers, den segelnden Wolken im unendlich tiefen Himmelsblau. Der stille Jubel im Antlitz der Genesenen erfüllte Koja mit einer Art Stolz, als wäre es sein Verdienst, daß alles so schön war, was er ihr zeigte.

Das Wetter wurde rauher. Die Weinleseferien waren um; da fand Agi sich selbst wieder. Sie wollte und sie mußte zur Schule. Abgemagert und zart, aber nicht matt und nicht schlaff, kämpfte sie auf dem Schulweg, fest an Koja geschmiegt, mit dem Winde, der im offenen Gelände unaufhörlich sein Wesen trieb. Als die Kinder auf dem ersten Schulgang über die Hutweide schritten, aus deren kurzem Gras die stacheligen Hauhecheln ihre rosigen Blütenschöpfe hoben, kam ein braunes Fohlen von der Stute her auf sie zugetrottet, beschnupperte Agis Stirnlocken, ließ sich am Kopfe kraulen und fraß Brot aus Kojas Hand. Und dann trabte es mit bis zu den ersten Häusern von Leobersdorf.

In der Schule war die Verlegenheit groß. Keiner der drei Lehrer konnte sich mit den Kindern verständigen, die der Vater schon hatte einschreiben lassen. Da nahm sie der Lehrer Anders beide in seine Klasse, in der die mittleren Schuljahre vereinigt waren. Und er redete auf

sie ein, langsam, überdeutlich, immer mit den Händen winkend, und sie verstanden alles. „Agi komm her! Agi setz dich daher, der Bruder setzt sich zur Schwester. Koja, da hast du Kreide. Ich schreibe an die Tafel: Kreide; schreib du auch Kreide" usw. Aber um mit der Klasse arbeiten zu können, mußte er die fremden Kinder beschäftigen. Da schrieb er ihnen mehr als zwanzig Namen von Gegenständen vor, die er ihnen gezeigt hatte. Die sollten sie fleißig abschreiben. Dann widmete er sich der Klasse. Die Geschwister beeilten sich, neben den neuen Wörtern die Bedeutung in tschechischer Sprache festzuhalten. So begannen sie ihre zweisprachige Wörtersammlung. Ähnliche Wörter wurden durch Unterstreichung ausgezeichnet: Tafel = tabule, Kreide = křida, Bruder = bratr, Schwester = sestra, Auge = oko, Nase = nos usw. — Da bekamen sie eine Ahnung davon, daß die beiden Sprachen miteinander verwandt sind wie zwei Geschwister, die sich nur deshalb erst mühsam miteinander verständigen müssen, weil sie lange voneinander getrennt waren, sich unterdessen eine andere Aussprache angewöhnt, sich unabhängig voneinander neue Wörter gebildet haben. — Die gütige Art, wie der Lehrer sich der fremden Kinder annahm, mochte wohl die Ursache sein, daß auch die Schulkinder den fremden Kindern gegenüber gut waren. So erfuhren Koja und Agi von dem deutschen Lehrer und von den deutschen Kindern nur Gutes. Groß war die Freude der Mutter, als die beiden heimkamen und vom Lehrer Anders erzählten. Er mühte sich mit ihnen ab, obwohl sie eine andere Muttersprache hatten. Ein guter Mensch! — Die Begeisterung für den deutschen Lehrer und die Begeisterung

für die deutsche Sprache, das war in ihren Seelen Eines. Vom Vater bekam jedes ein eigenes fingerdickes Heft für die Wörtersammlung; und nun wetteiferten sie, wer mehr Wörter in die Sammlung bekäme. — Wie viele Irrtümer, wie viel fehlerhafte Schreibungen nach dem Gehör wurden da im Eifer eingetragen, z. B. „Gutenam" statt „Guten Abend", aber — was schadete es? Aus halben Erkenntnissen wurden ganze. Vermutungen bestätigten sich, oder auch nicht; Irrungen wurden berichtigt, Rätsel gelöst. Vieles errieten die Kinder durch Beobachten des Verhaltens und durch Belauschen der Reden ihrer Mitschüler. Zu Hause aber waren sie der Mutter gegenüber die Wissenden. Besonders Koja betrieb den Unterricht der Mutter leidenschaftlich. Von Natur aus mitteilsam, behielt er nichts Neues bei sich, das er erfahren hatte; wußte es die Agi schon, so mußte er es der Mutter beibringen. — Und die Mutter lernte gerne von ihren Kindern. Bald war sie imstande, ihre Einkäufe selbst zu besorgen.

Eines Tages entdeckten die Kinder auf dem Papiere, in das der Kaufmann den Zucker eingewickelt hatte, ein Bild, das sie in eine freudige Aufregung versetzte: ein hoher Säulensaal. Oben auf dem Throne ein finstrer König, neben ihm die milde Königin, unten im Gewoge erschrockener und entrüsteter Ritter und Frauen ein schöner Jüngling, das Schwert in der Brust, sterbend in den Armen des greisen Freundes, dem die Harfe entsunken ist. — Das waren ja ihre lieben Bekannten aus dem tschechischen Gedichtenbuch, das Koja vom Hacina ertäuschelt hatte! Und nun stand als Titel über dem langen Gedicht, das ein Drittel der Bildseite einnahm: Des Sängers Fluch, von Ludwig Uhland. Jetzt holte

Koja das tschechische Gedichtenbuch herbei. Er las die erste Strophe tschechisch und gleich darauf las Agi dieselbe Strophe deutsch und so weiter, bis zur letzten Zeile „Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch." — Es läßt sich nicht sagen, wie sehr die Kinder neuerdings ergriffen waren von der Schönheit der Dichtung, die in zweierlei Wortgewand die eine blieb. Und es war selbstverständlich, daß sie jetzt zu forschen begannen, welche Bedeutung jedes Wort habe. Aber es war nicht so, wie sie gehofft hatten. Nicht nur, daß die Wortstellung in jeder der beiden Sprachen eine andere war. Der Übersetzer hatte frei übertragen, er hatte nicht wörtlich, sondern nur sinngetreu übersetzt. Kaum ein Zehntel aller Wörter konnten die Kinder erkennen, von allem übrigen nur ahnen, was es bedeutete. So begannen sie denn das deutsche Gedicht auswendig zu lernen, in der Seele das zuversichtliche Verlangen, jedes Wortes Bedeutung zu erfassen. Sie lernten um die Wette. Und merkwürdig: Von einem Wiedersagen zum andern ging ihnen bald da, bald dort das Verständnis eines rätselhaft gewesenen Satzes wie ein neues Licht auf. Und sie zitterten darauf, den Vater mit dem Aufsagen des deutschen Gedichtes zu überraschen. Schon drei Tage später, als er beim Nachtmahl saß, legten sie ihm das Bild mit dem Gedicht vor den Teller, stellten sich Hand in Hand vor ihm auf und begannen aufzusagen. Sie sprachen es zugleich, und so kam es, daß dort, wo Koja stecken geblieben wäre, Agi die Führung hielt und umgekehrt. — Wie ein Wunder mutete den Vater das Aufsagen der Kinder an. Er war ein ganzes Jahr in Herrnskretschen gewesen, aber fließend deutsch lesen hatte er nicht gelernt. Und die Kinder waren erst ein

paar Wochen da und sie sagten ein Gedicht auf, ein so langes Gedicht! Und wie sie es sagten! Lorent war stolz auf seine Kinder. Die Mutter erzählte ihm, wo sie das Bild und das Gedicht her hatten. Da leuchtete es in Lorents Augen auf und er schmunzelte vor sich hin. Er hatte was vor. Als er am nächsten Abend aus dem Dienste kam, legte er mit geheimnisvoller Miene einen schweren, großen Pack Papier auf den Tisch. „Für die Kinder." Zappelnd vor Neugier packten sie aus. Da lag ein Stoß großer Hefte vor ihnen: „Das Buch für Alle", „Über Land und Meer", „Gartenlaube", auch Hefte mit Landkarten waren dabei. O Jubel! Die Kinder sprangen den Vater an, hängten sich an seinen Hals und küßten ihn. Dann aber ging's ans Durchblättern und Schauen. Was Koja am meisten entzückte, waren die Spechtischen Tierbilder, lebensvoll in die Landschaft gestellt. Affen im Palmenwald, Löwen im Wüstengefels, eine Tigermutter mit spielenden Jungen, Zebras, Antilopen und Strauße auf der Flucht, Krokodile im Fluß, kämpfende Hirsche im Bergwald, ein röhrender Elch im Moor, Eisbären auf schwimmenden Schollen, Steinböcke im Hochgebirg, Gemsen an steiler Bergwand u. a., u. a. Des Vaters Wissen reichte nicht aus, den Kindern auf alle Fragen Antwort zu geben, sie wollten unter die deutschen Namen gleich die tschechischen schreiben, sie wollten auch wissen, wo das und jenes Tier lebte. Aber der Vater hatte nur eine Ahnung von kalten und heißen Gegenden, er hatte nie Geographie gelernt. Was aber sonst noch da war an Städtebildern aus allen Erdteilen und Darstellungen technischer Arbeiten, es machte sich nur halb verständlich durchs Bild. Aber die Namen waren dabei. Vieles

blieb rätselhaft, das mußte erforscht werden. Es fand sich, daß manche Hefte zweifach vorhanden waren, in geordneter Folge war nichts, viele Nummern fehlten. Das Papier war ja nach dem Gewicht zusammengekauft, es sollte nur zum Verpacken dienen. — Wäre nicht schade gewesen um die vielen Bilder? — Die nächsten Tage waren für Koja und Agi eine Zeit fieberhafter Emsigkeit. Ihre Wörtersammlungen wuchsen täglich um Hunderte von Wörtern; und manches neue Wort wurde eingetragen, neben dem der Raum für die Bedeutung leer gelassen werden mußte. Es wartete auf die Entdeckung seines Sinnes. Kojas Sammelgier stürzte sich jetzt auf ein neues Gebiet. Er schnitt aus den ihm zusprochenen Heften die Tierbilder heraus und tat sie in eine Mappe aus Packpapier. Und Agi beutete die Hefte in anderer Richtung aus: Sie sammelte die geschichtlichen Bilder, schöne Köpfe, Idyllen, illustrierte Gedichte. Übrig blieben die Volkstrachten und Landschaftsbilder. Dann waren auch Landkarten da; es waren einige Hefte eines volkstümlichen Atlanten, eine Sternenkarte, die Globen, die fünf Erdteile in Merkators Projektion, eine Karte von Mitteleuropa. Hier Böhmen mit Prag und Österreich mit Wien. Da gingen den Kindern große Lichter auf. Agi griff ordnend in Kojas kunterbunt gehäufte Tierbilder, Landschaften und Trachtenbilder ein. Fünf Umschläge aus Packpapier fertigte sie an und schrieb darauf, so schön sie konnte, die Namen der fünf Erdteile; und nun begann ein Auseinanderklauben. Tiere, Menschen, Landschaften und Trachten sollten in die Erdteile eingeordnet werden, wo sie hingehörten. Es blieb ein beträchtlicher Rest von Bildern, von denen die Kinder noch nicht herausbringen

konnten, in welchen Erdteil sie gehörten. Die kamen in eine sechste Mappe, wo sie warten mußten, bis ihre Zuständigkeit erforscht wäre. Nun war beiden Kindern kein Name eines Erdteiles mehr leerer Schall. Keine kostspieligen Bilderbücher, mit denen reiche Kinder je überhäuft worden sind, mögen eine solche heiter beflügelte Lerngier ausgelöst haben, als das um wenige Kreuzer nach dem Gewicht gekaufte „Makulaturpapier", aus dem die armen Eisenbahnerkinder ihre anschaulichen Belehrungen zogen. Was mehr bedeutete: in ihnen waren tausenderlei Fragen ausgelöst worden; die Fragen heischten Antworten und die Antworten mußten erarbeitet werden. Der Gesichtskreis der Kinder weitete sich. Vom Nahen und Bekannten zum Fernen und Ersehnten; es war in ihnen ein Erkenntnisdurst erwacht, den zu stillen jede Gelegenheit genützt werden mußte. Der gute Lehrer Anders stand vor einem Rätsel. In so wissenshungrige Augen, wie in die der fremden Kinder, hatte er noch nie geschaut. Ehe der erste Schnee fiel, radebrechten die Geschwister das Deutsche, rechneten und lasen mit den anderen und horchten dem Sachunterricht mit geschärfter Aufmerksamkeit. Aus den verstandenen Wörtern bekamen sie doch schon eine Ahnung vom Übrigen, das ihre Einbildungskraft erraten mußte. Von Koja hätte niemand sagen können, in welchem Schuljahr er stand. Seine Rechtschreibung war entsetzlich, aber sein Verständnis des Sachlichen war verblüffend gut. Agi war sichtlich erstarkt, aber mager blieb sie, obwohl der Vater manche Suppenhenne, die er von Bauern erhandelt hatte, eintrug, daß ja die Genesende recht genährt würde. Was er in diesen Wochen an dem Kinde tat, das er schon verloren geglaubt hatte, schrieb

ihm Agi in ihrer dankbaren Seele gut. Und wenn er zur Zeit, als die erntefrohen Weinbauern die Herren Eisenbahner auf den „Sturm“ oder den Heurigen einluden, auch manchmal im Rausch sich roh und jähzornig zeigte, Agi wußte, daß er ja im Grunde seiner Seele ein guter Mensch war. O ja, der Vater war gut, wenn er nüchtern war.

Mutter Maria war glücklich. Wiewohl ihr Mann noch immer den größern Teil seines Verdienstes auf der Strecke selbst verbrauchte, sie wußte den Rest zu strecken. Die Hauptsache war, daß die Kinder das Glück hatten, einen guten Lehrer gefunden zu haben. Und sie kamen vorwärts mit Siebenmeilenstiefeln.

Mit klingenden Schellen

Anfangs Dezember war die Gutensteiner Strecke beendet. Lorent wurde weder ins Fahrpersonal übernommen noch entlassen, sondern nach Gaming versetzt, um als Bremser bei der noch im Bau befindlichen Bahn zu dienen, die von Pöchlarn an der Donau aus im Tal der Erlaf* bis in ihr Quellgebiet aufwärts führen sollte, das an der steirischen Grenze in den nördlichen Kalkalpen liegt. Kienberg—Gaming war die Endstation.

Den Armen schreckt jeder Wechsel. Mutter Maria und die Kinder freuten sich nicht der bevorstehenden Veränderung. In Leobersdorf waren die Menschen gut

* Erl-ava = Erl-af = Erl-ach = Erlen-Bach

zu ihnen und die Kinder waren in einer guten Schule. Wie würde es im Gebirg sein?

Der Vater fuhr voraus, machte auf der Strecke Pöchlarn—Kienberg Dienst und fahndete nach einer Wohnung für die Seinen.

In banger Erwartung, aber auch in Geldnöten harrte Mutter Maria mit den Kindern. Denn wieder war es wie auf der Tannwalder Strecke: Der Vater verköstigte sich in Gasthäusern und verbrauchte seinen Verdienst für sich.

Endlich aber kam er, brachte gute Nachrichten und sogar etwas Geld.

In aller Hast wurde gepackt. Weinend nahmen die Kinder Abschied von ihrem Lehrer; sie konnten es ihm nicht sagen, wie sehr sie ihn liebgewonnen hatten. Er aber tröstete sie: „Weint nicht, euch wird es überall gut gehen. Ihr lernt ja so gern. Und wenn ihr in eine andere Schule kommt, dann gebt dem Lehrer dieses Schreiben von mir.“ So ging der gute Wille des Lehrers mit den Kindern, ihnen das Vorwärtskommen erleichternd.

Mutter Maria schied schweren Herzens von der lieben Hausfrau und vom ärmlichen aber trauten Heim.

Agi und Koja waren trostlos: Susi war nirgends zu finden; die oblag wohl der Mäusejagd irgendwo auf den Feldern. Sie mußten zur Bahn und die dreifarbige Katze übersiedelte nicht mit.

Die Fahrt von Leobersdorf nach Wien zwischen schneebedeckten Feldern, die Durchquerung des Häusermeeres der Großstadt, wo die Pferdebahn so lustig durch die Straßen bimmelte, dann aber die Reise durch den Wiener-Wald mit seinen fichtengrünen Höhen, all das

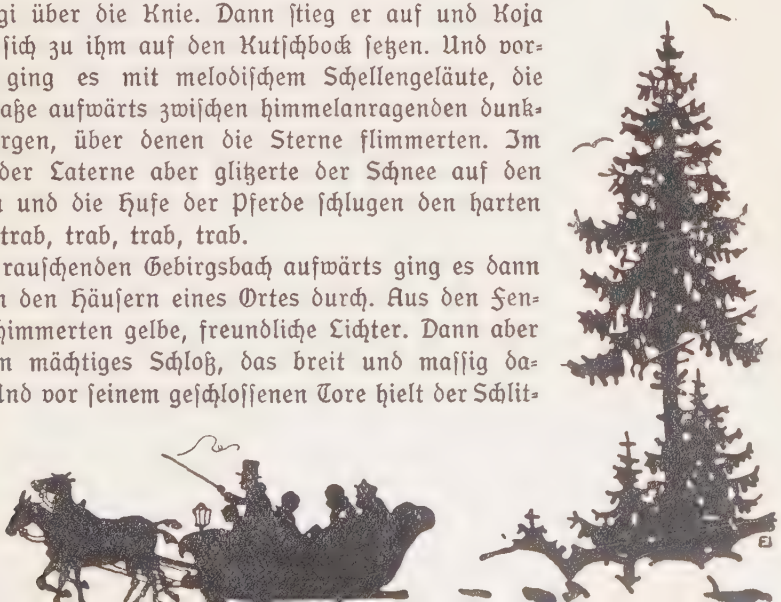
stimmte die Kinder um so heiterer, als sie diesmal eins das andere hatten zum Mitschauen und Mitfreuen.

Und wie putzig klein im Vergleich zu der Lokomotive der Westbahn erschien ihnen dann die grünlackierte Lokomotive der Gebirgsbahn, die den kurzen Zug aus der Pöchlarner Ebene hineinführte ins Gebirge. Ferner grüßten mächtige Bergriesen; unter ihnen einer, dessen Schneehaube rosig schimmerte in den Strahlen der sinkenden Sonne, während andere Berge schon im blauen Schatten lagen.

Die köstlichste Überraschung aber erlebten die Kinder, als sie in stockfinsterer Nacht in Kienberg ankamen. Da wartete ein schöner Schlitten auf sie mit zwei Laternen aus geschliffenem Glase, zwei Pferde waren vorgespannt und auf dem Kutschbock saß ein bärtiger Mann in grauer Livree; der hatte einen grauen Zylinder auf dem Kopf und war voll Diensteifer.

Eine Plüschdecke, die gelb und schwarz gefleckt war wie ein Pantherfell, breitete er der Mutter, dem Vater und Agi über die Knie. Dann stieg er auf und Koja durfte sich zu ihm auf den Kutschbock setzen. Und vorwärts ging es mit melodischem Schellengeläute, die Bergstraße aufwärts zwischen himmelanragenden dunklen Bergen, über denen die Sterne flimmerten. Im Lichte der Laterne aber glitzerte der Schnee auf den Hängen und die Hufe der Pferde schlugen den harten Boden trab, trab, trab, trab.

Am rauschenden Gebirgsbach aufwärts ging es dann zwischen den Häusern eines Ortes durch. Aus den Fenstern schimmerten gelbe, freundliche Lichter. Dann aber kam ein mächtiges Schloß, das breit und massig dastand. Und vor seinem geschlossenen Tore hielt der Schlit-



ten. Der Torwart öffnete die Torflügel weit, die Hufe der Pferde dröhnten in der gewölbten Einfahrt, dann klapperten sie über das Pflaster eines weitläufigen Hofes, der von zweifachen Laubengängen umschlossen war. Und wieder ging's durch einen Hof. Dann hielt der Schlitten, und die Ankömmlinge wurden mit Jubel begrüßt. Die Frau des Kutschers und ihre zwei Kinder, ein Mädel und ein Bub, halfen ihnen aus dem Schlitten und trugen ihr Gepäck durch einen Laubengang bis in die erleuchtete Wohnung. Kaum aus den Oberkleidern, mußten sich die Gäste in der geräumigen Küche zum gedeckten Tisch setzen. Die Suppe dampfte und auf dem Herde brotzelte etwas in heißem Fett. Das duftete wie Backhühner. Der guten Mutter Maria und den Kindern war, als träumten sie ein liebliches Märchen.

Fragen und Antworten schwirrten hin und her, und das Märchen ward zum freundlichen Alltag. Graf und Gräfin Festetics, denen das Schloß gehörte, waren fast den ganzen Winter über in Wien und die Bediensteten hatten freie Hand. Mit des Verwalters Zustimmung war der Kutscher Trinkl zum Bahnhof gefahren, um die neue Mietpartei des Grafen abzuholen. Denn die Lorentischen bekamen ihre Wohnung in einem der zum Schloß gehörigen Zellhäuser*. Und morgen holte er die Einrichtung. Es war ja für die Pferde nötig, daß sie Bewegung machten. Trinkl und Lorent waren vor wenigen Tagen Freunde geworden.

In der Gaststube des Höllriegel am Kirchenplatz zu Gaming hatten sie sich zusammengefunden und waren im Nu wie alte Bekannte gewesen. Da hatte Lorent dem

* Im Volk irrtümlicherweise „Zelthäuser" genannt

Trinkl von Agi und Koja Wunder erzählt. Dann war er bei ihm zu Abend Gast gewesen. Und die Frau Trinkl versicherte, sie hätte sich gefreut, daß ihr Mann sich jemanden gebracht hätte zum Kartenspielen; wenigstens blieb er den Abend daheim. Wie gern hatte sie dem Gast ein Lager zurecht gemacht. Aber es war unnötig gewesen: „Die Spielratzen haben gekartelt die Nacht hindurch, bis es höchste Zeit war zum ersten Zug." Lachend erzählte das die Frau Trinkl und als sie auf Mutter Marias Stirne die Falten sah, fügte sie entschuldigend hinzu: „Aber nicht ums Geld haben sie gespielt, nur um Zündhölzchen. Unterhalten haben sie sich und gekostet hat's nichts."

Sie ahnte nicht, warum Frau Lorent Angst hatte vor dem Wiedererwachen der Spielwut bei ihrem Manne, der als reicher Bauer ein Hazardspieler* gewesen war.

Den Gästen schmeckte das Essen, daß es eine Freude war. Aber nicht Backhühner waren es, die so lieblich dufteten, sondern „gebackene Hasen", d. h. es waren gebackene Kaninchen. Aber sie schmeckten nicht anders als Backhühner.

Die kosteten den Kutscher nichts. In den Stallungen, wo des Grafen Rennpferde standen, wimmelte es von Kaninchen. Die lebten vom Hafer und Heu der Pferde.

Die elfjährige Trinkl-Marie und der neunjährige Edwin schlossen Freundschaft mit Agi und Koja. Sie kramten ihre Bilderbücher aus, Weihnachtsgeschenke der Gräfin, die zu allen Kindern ihrer Bediensteten Taufpatin war und sie verwöhnte, weil ihr selbst das Glück nicht beschieden war, Mutter zu sein.

* Hazardspiel = Zufallsspiel um hohen Einsatz, sehr aufregend und darum leider beliebt

Im Plaudern, das den langen Abend füllte, erfuhren die Lorentischen, was es mit dem Schloß für eine Bewandtnis hatte. Es war ein ehemaliges Karthäuserkloster, in dem die gelehrten Mönche lateinische Bücher abgeschrieben und gewirtschaftet hatten, bis Kaiser Josef das Kloster aufhob. Und aus den Zellen der Mönche waren Mietwohnungen geworden. Eine solche bekamen auch die Lorentischen.

Als den Kindern die Augen zufielen, ging es ans Bettenmachen. Strohsäcke wurden in der Küche aufgelegt für die Trinkl-Familie; die Lorentischen aber sollten in den Betten schlafen, anders taten es die Gastgeber nicht.

Die Männer blieben noch auf beim Apfelmost und Kartenspiel.

Als sich Mutter Maria mit den Kindern niedergelegt hatte, dankte sie im Gebete dem Herrgott, daß er ihr und den Ihrigen wieder gute Menschen entgegengeschickt hatte in der neuen Fremde. Das leidenschaftliche Kartenspiel ihres Mannes und seines Gefährten machte ihr wohl Sorge. Ging es auch heute nur um Zündhölzchen, ein andermal konnte es um Geld gehen.

Während sie wachend lag, hörte sie das Aufklatschen der Karten und das Aufschlagen der Knöchel auf den Tisch, sie hörte die Turmuhr in hellen Schlägen die elfte Stunde verkünden, dann Viertel, dann Halb.

Und dann vernahm sie schlürfende Schritte im Hofe; die Küchentüre ging und eine fremde Männerstimme sagte leisen Gruß. Freudige Worte hin und her, dann wieder Stille, nur das Klatschen der Karten. Ein dritter Spieler hatte sich eingefunden. Es mochte wohl einer der Schloßbediensteten sein. — Nach kurzem Schlafe

wurde Frau Lorent vom Hahnenschrei geweckt. Durchs Fenster fiel das graue Morgenlicht. Da ging leise die Türe, und auf den Socken schlich Lorent in die Stube. Sein Weib schloß die Augen; er sollte sie nicht wachend wissen. Mochte er noch ein Weilchen Schlummer haben. Über das Kartenspiel wollte sie mit ihm ein andermal reden — zu gelegenerer Zeit.

Entdeckungen

Das Zellhaus oder wie die Gaminger in volkstümlicher Verballhornung sagten, das „Zelthaus", in dessen erstem Stock die Lorentischen Wohnung bekamen, war das zweite in der Reihe der alten, schmalstirnigen Steinhäuser oberhalb des Schlosses. Es schaute aus kleinen Fenstern vor sich auf die geneigte Fläche des Gemüsegartens und hinter sich in einen dunklen Hof. Der war auf der Nordseite von der wohl sechs Meter hohen Steinmauer des ehemaligen Klostergartens begrenzt und gegen die beiden Nachbarhöfe durch niedere Planken abgeschlossen. Es war der erste Tag nach der Übersiedlung, ein Donnerstag. Schulfrei. Koja war schon vor dem Frühstück im Garten und hielt Ausschau, ob die Kutscherkinder schon kämen, die versprochen hatten, den Geschwistern zu zeigen, was sie alles im Schlosse hatten. Voll Ungeduld ging er ihnen entgegen und dann wieder zurück ins Haus und gelangte durch den dunklen Flur hinten hinaus in den Hof. Da entdeckte er einen

sonderbaren Brunnen: Quer von einem Nachbarhof zum andern lagen Baumstämme; in einem derselben stak ein fast mannshohes Brunnenrohr, aber an dem war kein Schwengel! Es war oben mit einem armdicken Pfropf verstopft und hatte an der Seite ein Ausflußrohr, das in eine Pipe endigte, als ob man da nur aufzudrehen brauchte wie bei einem Faß. Das reizte Koja zum Probieren! Und richtig: So oft er die Pipe aufdrehte, schoß das Wasser mit Macht heraus und rann in den Brunntrog, der aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestand. Das war lustig. Und noch lustiger mußte es sein, wenn man oben den dicken Pfropf herauszog. — Aber mit den bloßen Händen ging das nicht. Da holte Koja aus dem nahen Holzschuppen ein Handbeil und klopfte damit seitlings auf den Pfropf, daß er locker wurde.

Plötzlich schoß der Pfropf empor, weit über die Höhe des Daches, getragen von einer armdicken Wassersäule. Und platsch, platsch, platsch fiel das Wasser zurück, dem Buben auf Kopf und Schultern. Eiskalt war's; brrr!

Es gurgelte und plätscherte; im Nu war der Hof überschwemmt. Koja schüttelte sich vom Brausebad wie ein Pudel, der aus dem Wasser kommt, suchte den Pfropf, fand ihn und beeilte sich, ihn wieder ins Brunnenrohr zu stecken.

Aber o weh! Kaum hatte er ihn über dem Loch, als das Wasser schirmartig auseinanderspritzte. Es riß dem Knaben den Pfropf aus den Händen und schleuderte ihn weg. Koja stand ratlos. Die prickelnde Kälte ließ ihn aber nicht rasten. Sein Gewand begann zu knittern vom Frost. Da rannte er im Hof umher, suchte den Pfropf und fand ihn an der Mauer. Bebend vor

Kälte wollte er mit aller Kraft den Versuch erneuern. Im Augenblick, als er an den Brunnen trat, erscholl über die linke Planke herüber ein arges Geschimpfe, dessen Sinn er nur ahnte. — Drüben war das Wasser ausgeblieben. Dann zeigte sich über der rechten Planke der Kopf eines bärtigen Mannes, der lachte übers ganze Gesicht. Und gleich darauf hörte das Wasser auf zu fließen. Der Mann hatte weiter oben die Zuleitung abgesperrt. Jetzt nahm Koja das Handbeil auf, erstieg das Ausflußrohr und trieb mit starken Schlägen den Pfropf wieder ins Brunnenrohr. Dann aber lief er ins Haus und über die Stiege hinauf, daß sein froststarres Gewand raschelte. Die Mutter hatte vom Fenster aus das Ende des Ereignisses gesehen. Ohne den Buben etwas zu fragen, zog sie ihm die nassen Kleider vom Leib und half ihm in trockene. Dann setzte er sich zum warmen Ofen, umklammerte den Kaffeetopf mit beiden Händen und schlürfte den heißen Trank. Inzwischen erzählte er lachend sein Erlebnis; da mußte auch die Mutter lachen. Agi meinte: „So etwas kann nur dem Koja passieren." Lustig hatte das Gaminger Leben begonnen. Die Kutscherkinder kamen und führten die Geschwister zunächst ins Schloß. Sie zeigten ihnen alle Sehenswürdigkeiten mit sichtlichem Stolz. „Da haben wir," hieß es immer. Was sie alles hatten! In den hell geweißten Stallungen schlankbeinige Rappen und Schimmel und rotbraune Fuchsen. Und jedes Pferd hatte über dem sauber gehaltenen Stand seinen Namen, und es waren lauter wunderliche Namen, ungarische, denn der Graf Festetics* war ein Ungar. Die Kutscherkinder aber wußten, was die Namen bedeuteten. Da war Csillág* (der

* cs = tsch

Stern), der noch bei keinem Rennen besiegt worden war, dort Sólyom* (der Falke), dort Farkas* (der Wolf); eine Stute hieß Virág (die Blume) und der Zuchthengst hieß Sandor*, wie der Bub des Herrn Fekete in Alt-Paka. Unter den betonierten Futtertrögen der schönen Pferde huschten allerlei Kaninchen herum. Und sie wagten sich auch ungescheut ins Stroh unter die Pferde; die Großen schienen hier Freunde der Kleinen zu sein.

In einer vergitterten Hofnische saß mit aufgeplustertem Federkleid eine riesige Eule, ein Uhu. Ein eigener Stall für die Jagdhunde war da und ein anderer für zahme Füchse. In den Laubengängen aber hingen über den Türen riesige Hirschgeweihe mit armdicken Stangen, seltsam verwachsene Rehkrickel (Kümmerer), knotenreiche Steinbocksgehörne und hakige Gamskrickel. Zu ebener Erde, unweit der Kutscherwohnung, plätscherte das klare Wasser eines Rohrbrunnens in ein seichtes Steinbecken. Darinnen schwammen dunkle, rot getüpfelte Fische. Es waren die Forellen, welche bereitgehalten wurden für die gräfliche Tafel in Wien.

Auf ihrem Rundgang kamen die Kinder auch in die alte Klosterkirche, aus deren Turmgemäuer schlanke Birken wuchsen. Im Innern war Scheiterholz aufgeschichtet in mächtigen Stößen bis zu halber Höhe der spitzbogigen Fenster, in denen manche der farbigen Scheiben eingestoßen war. Die Wandgemälde waren verkratzt, die marmornen Grabsteine an den Mauern und auf dem Fußboden verschrammt. Und im ganzen Raum war ein feuchter Geruch von Schimmel und Moder.

Ein Ruf, der wie „pao" klang, lockte die Kinder in den Wirtschaftshof hinüber. Da stolzierte ein Pfau

* S wird im Ungarischen als Sch gesprochen

mitten unterm Hühnervolk und spreizte die meterlangen Federn seines prachtvollen Stoßes, daß die blaugrünen, metallischen Augenflecke der Feder-Enden fast einen Kreis bildeten. Ein Truthahn kam ruhig auf die Kinder zu, sein bronzefarbiges Gefieder lag ihm dicht an, als ob es gestreichelt wäre, die Fleischwülste überm Schnabel und vorne am nackten Hals waren klein und weiß mit einem Stich ins Bläuliche. Zahm äugte er die Kinder an. Er bettelte um Brot. Die Trinkl-Marie hatte ein tüchtiges Stück mitgenommen, das verteilte sie unter Koja und Agi; und der Truthahn fraß ihnen aus den Händen. O welche Freude! Edwin aber entfaltete sein rotseidenes Halstuch, tänzelte vor dem Hahne hin und her, schwenkte das grellfarbige Tuch und sang dazu ein Sprüchlein:

„Rot und blau ist nit schön!
Rot und blau ist nit schön!"

Da fing der Truthahn an zu kollern „Hudri, budri, hudri, budri!", sträubte alle Federn, daß er zweimal so groß wurde, schlug mit dem Stoß ein Rad und spreizte die Flügel nach unten, daß sie bei jedem Schritt den Boden streiften. Zugleich stieg ihm das Blut sichtlich zu Kopfe. Der Fleischzapfen über dem Schnabel wurde rot und wuchs und wuchs, bis er eine Spanne lang niederbaumelte. Die Falten der Halskrause wurden rot und blau. Dabei ging er auf Edwin los und wiederholte seinen Kampfruf: „Hudri budri, hudri budri!"

Als der Knabe das rote Tuch im Rocksack verschwinden ließ, beruhigte sich der kampflustige Truthahn, sein Gefieder legte sich, seine Hautwülste schrumpften zusammen und wurden wieder blaß. War das nicht ein Wunder, daß die rote Farbe den Hahn so reizte?

Auch in den Stallungen des Wirtschaftshofes gab es Merkwürdiges zu sehen. Da war unter den Kühen eine riesige Holländerin, die zwei Kälber geworfen hatte. Und unter den Schweinen war eine englische Sau, die hatte ein kurzes Mopsgesicht und war so dick und schwer, daß ihre dünnen Beine den langen, walzenförmigen Leib gar nicht zu tragen vermochten. Sie konnte nicht mehr zum Futtertrog. Da wurde sie nur noch mit Milch genährt und die bekam sie aus der Saugflasche.

Als die Kinder durch die weitläufigen Höfe mit den langen Bogengängen ins Freie gingen, fragte Koja nachdenklich: „Und das alles gehört dem Grafen und der Gräfin ganz allein?"

„O nicht nur das. Sie haben auch noch in Ungarn Schlösser und Berge mit Wäldern, und Tiergärten haben sie mit Hirschen, Rehen, Wildschweinen und Gemsen."—

Da schwiegen die Kinder, und jedes hatte so seine Gedanken. Agi brach das Schweigen: „Schade, daß sie nicht wenigstens Kinder haben!" *

Das Staunen der Geschwister wuchs, als sie durch einen Nebenhof in den verschneiten Garten traten. Da stand ein Glashaus und drinnen war es warm wie im Sommer. Und eine paradiesische Herrlichkeit war da: Hohe Palmen ragten bis zum First und unten blühten in heller Pracht allerlei Blumen, die Koja und Agi nie gesehen hatten. Jetzt wußten sie, wie schön es sein mochte in den heißen Ländern.

Dem Schloßtor gegenüber war eine Sägemühle jen-

* Gegenwärtig ist im Gaminger-Schloß ein Kinder-Erholungsheim der Gemeinde Wien untergebracht, in dem jährlich Hunderte von Kindern sich kräftigen

seits des Baches, die auch dem Grafen gehörte. Da guckten die Kinder durchs offene Tor hinein und sahen zu, wie ein Baum sich auf die Bandsägen zu bewegte, die senkrecht auf und ab gingen und sich in ihn hineinfraßen, daß er in sechs Bretter zerlegt wurde. Die Sägen surrten, das Wasser rauschte; von dem einzigen Mann, der still die Säge betreute, wäre in dem Lärm nichts zu erfragen gewesen. Da gingen die Kinder um die Sägemühle herum, stiegen die Bachböschung nieder, sahen von unten ins Triebwerk und erforschten, wie denn das möglich war, was oben vorging. Das Bachwasser fiel aus hochgeführter Rinne aufs Rad, füllte dessen bretterne Randtaschen und trieb es so herum. An der Welle des Wasserrades aber war in der Sägemühle ein zweites Rad, über dessen breiten Rand ein starker Riemen lief. Das war ja so wie die Schnüre am Spinnrad der Großmutter! Und der Riemen lief weiter oben über ein viel kleineres Rad, das sich viel schneller drehen mußte. Es saß auf einer eisernen Achse, die im Innern der Sägemühle kurbelartig ausgebogen war. Und da dran waren eiserne Gelenkstangen. Die führten die Sägen zwischen fetttriefenden Holzbacken auf und ab, auf und ab.

Und wie ging es zu, daß der Baum sich auf die Sägen zu bewegte? Da war ein zweiter Riemen auf dem Wellbaum des Mühlrades, der lief über ein breites Rad, das mit einer gezähnten Eisenwalze verbunden war. Und da drauf lag der Baum. Langsamer als draußen das Rad, drehte sich die Walze; ihre Zähne bissen in den Baum und schoben ihn ruhig und stetig den Bandsägen zu. — Es war alles ganz einfach, aber schön war es, wie eines so gut ins andre griff. Drau-

ßen fiel das Wasser aufs Rad und drinnen wurde der Baum in Bretter zerlegt, die über eine schiefe Brücke hinunterglitten, wenn sie sich von den Sägen lösten.

Nach dem Mittagessen dehnten die Kinder ihren Entdeckungsgang jenseits des Baches bergwärts aus. Da kamen sie zum hohen Zaun des Tiergartens. Und weil gerade aus dem Walde drinnen Holz herausgeführt wurde, stand das Tor offen und der wachehaltende Jäger ließ die Kinder ein. Aber sie durften nicht weiter gehen als bis zum Jagdhaus am Teich. Da standen sie nun und warteten und schauten. Es dauerte lange bis sich's ihnen lohnte. Ein Rudel Damhirsche trat aus dem Gehölz auf die Lichtung beim Futterstadel, darunter fünf Böcke mit breitschaufeligem Geweih, alle so dunkel gefärbt, daß im Fell kaum Spuren weißer Tupfen waren. Sie begaben sich zur Futterraufe und kümmerten sich nicht um die Nähe der Kinder, die beobachtend stille standen, bis es sie in den Fußspitzen fror. Erst als das Wild sich zurückzog, verließen sie den Tiergarten. „Wir haben auch Wildsäu' herin, und Edelhirsche und Gemsen, aber weiter drinnen," prahlte Edwin. — Am linken Ufer des Baches gingen die Kinder abwärts auf die Hammerschmiede zu. — Die frühe Winterdämmerung lag auf den schneebedeckten Ufern; im Bachbett wallte ein zarter Nebel, unter dem die Wellen rosig heraufschimmerten. Das war von den Funkengarben, die stoßweise aus dem breiten Schlot der Schmiede emporflogen. „Das macht der Blasebalg," erklärte Marie. — Neben dem Bache war ein langer Trog auf hölzernen Stelzen, von dessen Moosbelag das Wasser troff. Es war das „Mühlg'flieder", das zum Rade führte. Und je näher die Kinder der Schmiede kamen, desto mehr

spürten sie bei jedem Tritt, daß der Boden unter ihren Füßen bebte. Von der Schwelle der Werkstatt nickten sie dem rußgeschwärzten Mann grüßend zu, der im Lichte der Esse vor dem Amboß saß. Er aber schien sie nicht zu sehen. Da wagten sie sich nicht weiter. Der Mann hatte keinen Hammer in der Hand. Nur den glühenden Eisenstab hielt er mit der langen Zange fest und schob ihn langsam übern Amboß hin. Darüber ging der Hammer von selber auf und ab und hämmerte den Eisenstab krumm; der verlor seine Glutfarbe und wurde grau. Da griff der Schmied nach einem Hebel, der das hintere Ende des langen Hammerbalkens verschob, und der Hammer lag still auf dem Amboß. Erst als der Schmied den grauen Stab zwischen die Kohlen der Esse geschoben und einen anderen, der fast weiß glühte, auf den Amboß gelegt hatte, brachte er durch eine Hebelbewegung den Hammer wieder in Gang.

Wie das zustande kam, mußte Koja erschauen. Auf den Fußspitzen schlich er vorsichtig hinter den Schmied, immer mit einem Fuße vortastend, daß er nicht wieder in eine Grube geriet, wie damals in der Schmiede der Großmutter. Dann schirmte er mit der Hand die Augen gegen das Licht der Esse und ließ die Blicke an dem langen Hammerbalken entlanggleiten bis an ihr Ende. Dort sah er Eisenzapfen aus der baumstarken Radwelle ragen, die offenbar vom Mühlrad draußen gedreht wurde. Und so oft ein Zapfen das Ende des Hammerbalkens niederdrückte, mußte der Hammer am andern Ende in die Höhe gehen; und war der Zapfen beim Weiterdrehen der Welle über das Ende des Hammerbalkens niedergeglitten, schlug der Hammer herab auf den Amboß. Es mußte so geschehen, denn quer

durch den Hammerstab ging eine Eisenstange, um die er sich auf und ab bewegte. Das war ja wie bei einer Nußschnarre, wo die Finger der Hand dasselbe taten, was hier die Zapfen.

Indes hatte der Schmied den krummen Stab flachhämmern lassen und schon war zu erkennen, was daraus werden sollte: eine Sense!

Still wie die Kinder gekommen waren, verließen sie die Hammerschmiede. Sie traten in die Nacht hinaus und in ihren Augen hatten sie noch eine Weile das Nachleuchten des glühenden Eisens, in den Ohren noch den Nachklang der Hammerschläge.

Sie gingen weiter über den flimmernden Schnee, neben sich den rauschenden Bach, über sich den mattblauen Himmel, von dem die ersten Sterne niederblinzelten. Als sie an der Sägemühle vorbeikamen, war es darin stille, das Mühlrad ging nicht mehr. Eintönig rauschte neben ihm das Wasser aus dem verschobenen Trog-Ende in den Tümpel unterm Wasserfall, der über den Schleusenrand schäumend niederstürzte.

Auf der von wenigen Laternen nur matt beleuchteten Dorfstraße waren mehr Menschen als bei Tage. Zumeist waren es Männer. Und fast alle waren gleich bekleidet mit Lodenrock, Lederhose, wollenen Wadenstrümpfen und Schnürschuhen. Die Knie hatten sie nackt trotz des Winters, und auf ihren Hüten trugen sie als Schmuck lange Haarbuschen (Gamsbart) und schwarze, eingeringelte Federn (Spiel-Hahn-Stoß). Alle hasteten dahin. Es war die Zeit, wo die Werkleute Feierabend gemacht hatten und heimzu strebten zu ihren Lieben.

Schule des Lebens

Dank dem Geleitbriefe des Lehrers Andres wurden die Lorentischen Kinder in der Gaminger Schule dem Lehrer Eggenberger in die Oberklasse gegeben, Koja in die unterste, Agi in die mittlere Abteilung. Der Lehrer lieh den Kindern, was sie an Schulbüchern brauchten, wies ihnen die Plätze an und schien sich nicht weiter um sie zu bekümmern. Darin unterschied er sich vom Leobersdorfer Lehrer, aber nur scheinbar. Wohlwollend beobachtete er die Geschwister, unauffällig aber stetig. Da entging es ihm nicht, daß sie mit geradezu andächtiger Aufmerksamkeit dem Unterrichte folgten. Gleich am ersten Tage hatte er bemerkt, daß es in Kojas Gesichte wie von verhaltenem Zorn wetterleuchtete, als in der Unterrichtspause ein Gaminger Junge ihm wegen der schlechten Aussprache des Deutschen nachgehöhnt hatte. Aber er machte davon kein Aufhebens; der zartfühlende Lehrer wollte die fremden Kinder nicht der Gehässigkeit der andern aussetzen und wartete zu, bis sie sich das kameradschaftliche Wohlwollen der Klasse erworben hätten. Streng zu sein, schien dieser Lehrer gar nicht nötig zu haben. Mit zwei Zaubermitteln hielt er die Klasse in Zucht: er war ein Meister im Geschichtenerzählen und ein Meister im Violinspiel. Ging eine Lehrstunde zu Ende und hatte kein Kind zum Tadel Anlaß gegeben, dann wurde die ganze Klasse belohnt. Die Kinder durften wählen, was sie singen wollten. Hatte aber der Lehrer gar Ursache gehabt, nur ein einziges Kind für eine besonders gute Leistung zu loben, so kam der

Verdienst des einen allen andern in höherem Maße zugute. Der Lehrer setzte sich auf den Pultdeckel der ersten Bank in der Mittelreihe und sagte: „Weil mich einer von euch recht froh gemacht hat, drum möcht' ich euch allen eine besondere Freud' machen. Wollt ihr eine Geschichte hören?" — Da scholl es ihm aus sechzig Kindermündern entgegen: „Bitt'! bitt'! ja, eine G'schicht!" Im Nu war die Klasse auf; die vordersten Bänke füllten sich mit Buben und Mädeln, die Schulter an Schulter zusammenrückten, um dem Lehrer recht nahe zu sein. So saßen sie buchstäblich zu Füßen des geliebten Lehrers. Und schon war die Ruhe wieder hergestellt, aller Augen hingen an dem Munde Eggenbergers, der anhub: „Es war einmal . . ." Und er nützte das Viertelstündlein wohl.

Langsam, behaglich und mit lebhaftem Mienenspiel erzählte er aus dem Leben der Holzer und Flößer, der Köhler und Jäger, der Pecher und Wurzer, der Holzklauber und der armen Näherinnen, aber auch aus dem Leben der Bauern und Handwerker und Krämer. Er kannte die Entstehungsgeschichte der Bauernhöfe und Hammerwerke ringsum, da wurzelten all seine Erzählungen im Boden der Heimat. Und ehe die Glocke das Ende der Stunde verkündete, hatten die Kinder ein Erlebnis nacherlebt, das wert war, erzählt und erlauscht zu werden. Nur selten war es ein trauriges, etwa, wie der Holzer Gscheider* als Wilderer von den Gendarmen weggeführt worden war, wie er sich als Abgestrafter dem Trunke ergeben hatte und beim Holzfällen

* Vergleiche: A. Th. Sonnleitner: „Die Hegerkinder (II) in der Lobau" und „Die Hegerkinder (III) im Gamsgebirg", Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien, Burgring 9.

von einem stürzenden Baum erschlagen worden war. — In den meisten Geschichten aber war es so, daß einer durch Geschicklichkeit und Fleiß sich die Wertschätzung anderer als Arbeiter erwarb, daß er durch Sparsamkeit und Mäßigkeit zu einem bescheidenen Vermögen kam, daß er sich durch seine Hilfsbereitschaft und Gefälligkeit die Liebe der Gemeindemitglieder verdiente. Und dann war es eine gute Gelegenheit, die man ihm gegönnt und die er klug erfaßt hatte, ein besonderes Glück zu machen.

Dem Lehrer wie den Kindern waren solche Geschichten lieber als die vom Niedergang. Das Vorwärts und Aufwärts zu erleben war eine Lust und teilte sich als Strebung den Lauschenden mit.

Koja und Agi verstanden wohl nicht jedes Wort, das der Lehrer sprach, aber sie verstanden dank dem Mienenspiel und den Gebärden des Erzählers genug, um durch angestrengtes Raten und Vermuten den Zusammenhang zu erfassen. So wuchs die deutsche Sprache in ihnen, und sie gewannen den Mut, sich ab und zu im Unterricht zu einer Antwort zu melden. Und jetzt war es die lebhafte Freudenäußerung des Lehrers und das darauffolgende Geschichtenerzählen als Lohn, das den Geschwistern ein verdientes Wohlwollen der Klassenkameraden erwarb; der Spott hörte auf; sie hatten das Ansehen von gescheiten Kindern.

Mutter Maria war wieder in ihrem Glück und Vater Lorent war wieder auf seine Kinder stolz. Und weil Koja — wenn auch zaghaft — den Wunsch geäußert hatte, er möchte Geigenspielen lernen, kaufte ihm der Vater vom nächsten Monatslohn eine Geige, und von nun an nahm sein Bub am Violinunterricht des Lehrers

Eggenberger teil. Wieder ein Schritt vorwärts auf dem Wege zum Ziel, das Koja sich als Sechsjähriger gesteckt hatte: Lehrer wollte er werden.

Das Bild des Amos Komenius hing wie das Bild eines Heiligen hinter Glas und Rahmen überm Bett des Knaben. Es wirkte stetig in sein Innenleben hinein; die Vorstellung des guten Lehrers war der Kern, an den sich jedes neue Erleben solcher Art anschloß; dies um so mehr, als Koja in seinen Wanderjahren das Glück hatte, aus den Händen eines guten Lehrers in die Hände eines andern guten zu kommen; ihre verschiedenen Vorzüge und Tugenden ließen es ihn im voraus erleben, wie er selbst sein wollte, wenn er Lehrer würde. So bekam er seine Lehrervorbildung als Kind.

Es wäre den Lorentischen in Gaming ganz gut gegangen, wenn die ehemalige Mönchswohnung im steinernen Zellhause heizbar gewesen wäre. Aber die Mönche hatten keine Öfen in ihren Zellen gehabt. Die karge Wärme des Holzfeuers auf dem offenen Herde unterm weiten Kamin in der Küche, die gegen den Stiegenraum nicht abgeschlossen war, ging für die Wohnung verloren. Was nützte es, daß Lorent von der Bahnverwaltung billig Kohle bekommen hätte, wenn er keinen Ofen in der Wohnung hatte? Da kaufte er ein gußeisernes „Kanon"-Öflein auf Borg und dazu lange Rohre. Er stellte das Öflein im Zimmer auf und führte das Rauchrohr durch die Mauer hinaus in den Kamin.

Jetzt war es möglich, wenigstens das Zimmer mit Kohle zu heizen; für den offenen Kochherd draußen war Holz nötig. Das war aber von der neuen Bahn nicht zu haben. Es gab noch keine alten Schwellen. Kohle und Holz kosteten Geld; an Geld aber war Man-

gel, da war auch Mangel an Wärme. Was Wunder, daß Vater Lorent seine freie Zeit in Trinkls Wohnung zubrachte, wo es behaglich warm war, weil die Schloßbedienstеten Holz und Licht frei hatten. Da saßen die Männer die langen Winterabende durch beim Kartenspiel, rauchten und tranken Apfelmost und ließen sich's gut gehen nach ihrer Art. Alles Reden der Mutter Maria gegen die wieder entfachte Spielwut des Mannes war vergeblich. Er spielte ja nicht um Geld; er spielte nur zur Unterhaltung.

In der selten geheizten Wohnung der Lorentischen vermochte Koja nicht, sich im Geigenspiel zu üben, weil seine Finger von der Kälte steif waren. Da weinte der Bub. Dies war für Vater Lorent ein zwingender Grund, sich beim Rotschildischen Förster, der den Wald oberm Schloß betreute, eine Holzkarte zu lösen. Die kostete nur fünfzig Kreuzer fürs ganze Jahr und gab dem Besitzer das Recht, totes Holz aus dem Walde einzubringen, freilich unter der Bedingung: ohne Säge und Beil. Wurden bei einem Holzklauber im Wald vom Förster oder Heger derlei Werkzeuge vorgefunden, dann wurden sie ihm abgenommen und die Holzkarte auch.

Lorent wußte es so einzurichten, daß er am schulfreien Donnerstag dienstfrei war, damit er den Koja als Handlanger in den Wald mitnehmen könnte.

So gingen sie denn am nächsten Donnerstag — es war in der Woche vor Weihnachten — früh morgens mitsammen aus, nur mit Stricken ausgerüstet zum Binden der Burd; sie hatten einen halben Laib Brot und eine große Flasche Milchkaffee als Wegzehrung. Die war in Kojas Rucksack, den ihm die Mutter für seine Schulsachen genäht hatte, damit er sie trage wie die Ge-

birglerbuben. Und auch eine Lederhose hatte er bekommen und ein Lodenröcklein, beides vom Krämer auf Borg.

Solange Vater und Sohn hinter der Schloßgartenmauer die waldlose Lehne des Zürnerbergs emporstiegen, ging sich's ihnen leicht, da der Schnee von den Wiesen fast weggeschmolzen war. Als sie aber an den Waldrand kamen, wo das Stau-Becken der Röhrbrunnleitung war, begann das Waten im breiigen Schnee. Bald waren ihre Schuhe durchweicht und gegen das Frieren half nichts als sich rühren. Aber da war das dürre Holz von Weibern und Kindern ausgeklaubt, man mußte im Walde höher hinauf. Und dann begann die Arbeit. Mit zwei aneinandergebundenen Aststäben, die Lorent mühsam mit dem Taschenmesser abgeschnitten und an deren einem er einen Zweighaken gelassen hatte, brach er die dürren Äste aus den Baumkronen; und Koja mußte sie hurtig auf einen Haufen zusammentragen. Das dauerte so fort, wohl zwei Stunden lang, und der Holzhaufen, der zustandegekommen war, hätte gerade auf einem Bauernschlitten Platz gehabt. Aber das hätte Geld gekostet. Vater Lorent wußte sich zu helfen. Er schnitt von einer alten Buche mit dem Taschenmesser zwei lange, starke Äste ab, legte sie auf den Waldboden und begann ihr Gezweig der Quere nach mit Prügelholz zu belegen, das ihm Koja zureichte. Dann kamen Langhölzer, die wieder der Länge nach aufgehäuft wurden und so fort. Ob Koja müde war, ob er Hunger hatte, darnach fragte der emsige Mann nicht. Er selbst war unermüdlich, und die Holzbürde wuchs und wuchs empor weit über Manneshöh'. Nun aber kam das Niederbinden. An die dicken Ast-Enden vorne, welche meterlang freigelassen

worden waren, wurden die Enden der Stricke befestigt, die oben über das Reisig gezogen und hinten um den Gezweigeschwanz gebunden wurden. Dann stieg der Vater hinauf, stampfte auf dem Holze herum, schnürte es fester nieder und sicherte es vor dem Auseinanderfallen durch wiederholtes Umschnüren. Die gleich Schlittenkufen vorn emporgekrümmten Ast-Enden gaben dem Ganzen das Ansehen eines beladenen Schlittens. Vater Lorent wischte sich den Schweiß von der Stirn, setzte sich auf die Holzbürde und winkte Koja zu sich: „Jetzt her mit dem Essen!" Hei! wie schmeckte das einfache Mahl nach solcher Anstrengung!

Als es vorbei war, zog der Vater seine Tabakspfeife aus dem Sack und setzte sie in Brand. Rastend blieb er noch eine gute Weile sitzen.

Koja aber glitt vom Holz hinunter und suchte sich durch Herumstapfen die Füße zu erwärmen. Dabei guckte er nach seiner alten Gewohnheit um sich, ob es nicht etwas Sehenswertes zu entdecken gäbe. So kam er auf eine kleine Lichtung, und hier fand er etwas Sonderbares: Am Fuß einer Wacholderstaude ragten braune, vertrocknete Blätter aus dem Schnee, die hatten ungefähr die Gestalt und Größe einer flachen Männerhand. Und zwischen ihnen — o liebliches Wunder! — guckten drei weiße, rosig angehauchte Knospen hervor, die waren so groß wie Rosenknospen und nickten an fleischigen Stielen. Blumen im Schnee! Noch nie im Leben hatte er dergleichen gesehen: Schneerosen! Er schaute weiter. Da sah er einen großen, rotbehäubten Schwarzspecht von einem hüfthohen Hügel auffliegen, der an einer Seite schneefrei war und braunschwarz herschaute.

Was war es? Ein Nest der schwarzen Waldameisen war da aufgerissen. Wie ein Stollen ging eine Höhlung von der Seite her tief hinein. Nur wenig Ameisen waren zu sehen, alle tot und zusammengekrümmt. Also hatte der Specht da seinen Vorrat an frischem Fleisch, und der mochte wohl vorhalten, solange der Winter dauerte. — So etwas! — Indes hatte Lorent genug gerastet und

rief Koja nach Schaffnerart an: „Fertig, abfahren!“ Da sah der Bub, wie der Vater die Enden der aufgebogenen Tragäste fest mit den Händen umfaßte und zwischen ihnen stehend sich gegen den Boden stemmte, um die Last bergab in Bewegung zu setzen. Der Astschlitten aber saß fest, er rührte sich nicht. Da schob Koja hinten an, und er bildete sich ein, daß er es war, der die Last vorwärts brachte. Tatsächlich löste sie sich mit einem Ruck vom Boden und nun ging's den steilen Hang hinab, daß das Bodenreisig unter der Schneedecke knisterte und knackte. Immer schneller wurde die Fahrt zwischen den Hochstämmen; und Koja, der springend nebenher lief, sah, wie der Vater bremsend die Absätze der Schuhe gegen den Boden preßte, daß der Schnee hoch aufstob. Da packte ihn die Angst, der Vater könnte sich unterm Druck des niedersausenden Schlittens an einem Baum erstoßen oder über eine Wurzel stolpern und überfahren werden. Schon konnte er mit ihm nicht mehr Schritt halten, da fing er im Laufen zu schreien an „Vater! Vater!“ und weinte und wimmerte, als der Vater hinter einer Bodenwelle seinen Blicken entschwunden war.

Atemlos vom Laufen verlangsamte der Bub seine Schritte, zaghaft folgte er hin und her der dunklen, breitgerissenen Spur, und er war darauf gefaßt, die Holzlast zerworfen und den Vater blutend zu finden. Da bereute er es, daß er ihn veranlaßt hatte, ins Holz zu gehen. Aber je weiter er hinunter kam, desto mehr beruhigte er sich, desto lebhafter wurde in ihm die Bewunderung des Vaters; wer hätte ihm zugetraut, daß er in so tollkühner Fahrt die Last so geschickt zwischen den Stämmen zu lenken vermochte — hin und her?

Als der Bub an den Waldrand kam, sah er den

Vater tief unten im Wiesenland, wo es eben wurde, neben dem Astschlitten stehen und sich die Stirne wischen. Jubelnd lief er auf ihn zu, sprang ihn an, umhalste und küßte ihn. Noch nie war er sich dessen bewußt geworden, daß er den Vater so lieb hatte.

An ein Weiterziehen des Schlittens im ebenen schneefreien Gelände war nicht zu denken. Da gingen sie beide gemütlich heim, der Bub lief die Stiege hinauf, der Vater aber blieb zurück. Er borgte sich in der Nachbarschaft drei Schiebkarren aus. Er, Koja und Agi sollten das Holz heute noch heimschaffen, bevor es finster wurde. Als die drei zum Wegfahren bereit waren, kam die Mutter aus dem Hause, einen großen, versiegelten Brief in der Hand. „Mann, ein Brief ist da vom Gericht!" — Der aber winkte ab: „Der kann warten. Das Holz aber könnt' nicht warten." Und fort ging es. Dreimal hin und zurück, und die große Menge des auf einmal gewonnenen Holzes war geborgen.

Indes war es Abend geworden. Im Zimmer saß die Familie am Tisch. Ein lustiges Feuer bullerte im Öflein, daß seine Backen glühten.

Auf dem Tisch aber war eine große Schüssel voll würzig duftender Tunke. Darinn schwammen Semmelklöße und eine Menge Fleischbrocken. Die Frau Trinkl hatte durch die Kinder ein großes Kaninchen geschickt, schon geschlachtet, abgehäutet und ausgeweidet, nur zum kochen! — es war ein „Wiener Riese" gewesen. Es sollte eine kräftige Mahlzeit geben, wenn Vater und Koja aus dem Wald kamen. In „langer" Tunke zubereitet wie ein Feldhas, gab das Kaninchen reichliches Essen für alle. Und Koja stürzte sich drauf wie ein hungriger Wolf. Bald aber begann er zu erzählen, wieviel

Angst er um den Vater ausgestanden hatte, als er ihn so hinuntersausen sah mit dem Schlitten. Und dann erst holte er die Schneerosen von seinem Hut und erzählte vom Specht. Alles, was er erlebt hatte, mußte er erzählen.

Erst nach dem Essen öffnete die Frau das gerichtliche Schreiben und reichte es dem Manne. Und sie schaute ihn an, während er las. Was konnte das Gericht von ihm wollen? Hatte er Schulden gemacht? War er deshalb angeklagt? — Die Kinder sahen der Mutter Angst und starrten dem Vater ins Gesicht. Das aber änderte sich von Zeile zu Zeile. Erst zeigte es ein verständnisloses Dreinschauen, dann eine leichte Betrübnis, dann gespannte Erwartung, dann helle Freude. Die Augen des Lesenden füllten sich mit Tränen und die Wangen gingen in breitem Lachen auseinander. „Was ist's?" fragten drei zugleich. Der Vater aber hatte Mühe zu antworten. „Der Onkel Lorent — der Neudamüller — ist gestorben — ohne Testament — vor sechs Wochen, — ohne leibliche Nachkommen — es sind keine anderen Erben da, — nur ich. — Das Gericht verwaltet die Neudamühle. — Ich soll zur Erbschaftsabhandlung nach Melk. — Ich soll die Neudamühle übernehmen als Eigentümer. — Kinder — wir sind reich! — Jetzt begriff Mutter Maria, warum ihr Mann gelacht und geweint hatte in einem. Sie nahm das Schreiben dem Mann aus den Händen und reichte es Agi. Die las langsam und übersetzte Satz für Satz, so gut es ging. Da fand sich auch einer, den der Vater übersehen haben mochte. Der handelte von den Hypotheken, die auf der Mühle waren. Auch die Schulden wurden mit übernommen.

In dieser Nacht schloß die schwergeprüfte Frau kein

Auge. Aber nicht aus lauter Freude. — Sie hatte es erlebt, daß ihr guter Mann die innere Führung verloren hatte im Reichtum. In sechs Jahren hatte er als Trinker und Kartenspieler zwei Wirtschaften vertan. Arm geworden, hatte er arbeiten gelernt für die Seinen. Und das Wanderleben von Arbeit zu Arbeit war eine gute Lebensschule geworden für die Kinder. Oh, die wären zu tüchtigen Menschen geworden, wäre es nur langsam vorwärts gegangen, aus drückender Not zum erworbenen Wohlstand. Und jetzt standen sie alle wieder dort, wo sie begonnen hatten. Und in ihrem Vorschauen wuchs der Mutter Angst um die Kinder.

Da begann sie zu beten: „Herr, laß mich den rechten Weg sehen und schenk' mir die Kraft zum Ausharren. Laß mich nicht früher sterben, bis ich meine Kinder auferzogen hab zu braven, nüchternen arbeitsfrohen Menschen." Da kam die Zuversicht über die betende Mutter. Ihr Mann hatte ja das Reichsein und das Armwerden selbst erlebt, und jetzt war er voll Tatkraft und Klugheit; hatte er nicht die schwere Bürde geschickt bergab gelenkt, ohne an den Bäumen zu zerschellen?

Da durfte sie hoffen, daß er auch an den Wirtshäusern und Spielhöllen vorbeikommen und mit ihr gut wirtschaften werde für die Kinder.

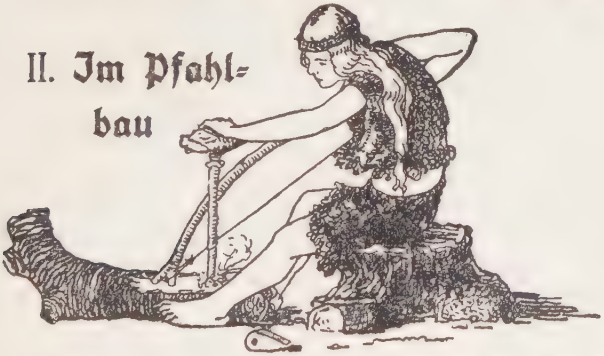
Die anschließenden Bände: „Kojas Waldläuferzeit", „Kojas Haus der Sehnsucht" und „Dr. Robin-Sohn" enthalten die Darstellung erfolgreichen Ringens der Familie Lorent nach einem gesicherten Dasein in Wirkensfreuden und die abenteuerliche Erfüllung der Sehnsuchte Robins, der als Kojas Schulkamerad ein Stück Lebensweg mit ihm geht. Durch Irrungen zur Läuterung.

A. Th. Sonnleitner:

Die Höhlenkinder

I. Im Heimlichen Grund

II. Im Pfahlbau



III. Im Steinhaus

Jeder Band dieser Kultur-Entwicklungs-Robinsonade ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich – Preis jedes Bandes RM 5.60

Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, Pfizerstr. 5

Schulausgaben der Höhlenkinder

sind die als Klassenlesestoffe verwendeten
Augen-auf-Hefte 1—3

Schulausgaben der Koja-Bücher

sind die Augen-auf-Hefte Nr. 23—25

Die Bände: **Kojas I. Wanderjahre, II. Waldläuferzeit, III. Haus der Sehnsucht** und **IV. Dr. Robin-Sohn** stehen im Dienste der Selbsterziehung

Der Zwerg am Steuer

ist eine Darstellung erfindungsreichen Helfens im Leben zweier guter Kameraden

Reicher Bilderschmuck von Prof. **Fritz Jaeger**
Preis jedes Bandes RM 5.60
(Dr. Robin-Sohn RM 6.—)

Franckh'sche Verlagshandlung / Stuttgart

Im Neuland-Verlag, Berlin ist Sonnleitners

Bäckerfranzl

mit Bildern von Prof. **Fritz Jaeger** erschienen

Im Deutschen Verlag für Jugend und Volk, Wien:
das Märchen

Rübezahl und Klöppelhannes

sowie die Klassenlesestoffe:

Die Hegerkinder I. von Aspern
II. in der Lobau III. im Gamsgebirg

Bilder von **E. Kutzer** und **Fz. Roubal**

Lyrische Gedichte: **Von Schönheits Gnaden**
Mit Bildern von **Maria Grempp**

Naturmärchen

von

Karl Ewald

Mutter Natur erzählt. *61.* Aufl.
Meister Reineke. *23.* Auflage
Das Sternenkind. *22.* Auflage
Vier feine Freunde. *40.* Aufl.

Jeder Band mit vielen Bildern
in Ganzleinen RM 4.80

„Ich kenne nichts, was sich in Ton und Eigenart mit diesen Märchen vergleichen läßt".
Pädagogisches Archiv

Franckh'sche Verlagshandlung / Stuttgart

Ein Urteil über Karl Ewald

Karl Ewald ist der große Wurf gelungen, eine in das Gewand des Märchens gekleidete Einführung der Jugend in die Naturwissenschaften zu schreiben, der man unbedenklich das Prädikat „klassisch" erteilen kann. Ich stehe nicht an, diese Ewaldbücher als das köstlichste zu bezeichnen, was unsere Jugendliteratur besitzt.

Dr. Landmann in der „Umschau"

Franckhs Bücher
für Jung u. Alt